LEERE

BDA 1.22

LEERE

INHALT

4 Ein Wort voraus
Klaus Friedrich

6 Beredtes Schweigen
Cornelius Tafel

9 Die olympische Erdskulptur München 1972: Inszenierung der Leere
Irene Meissner

11 Leere in der Stadt
Michael Gebhard

16 Unruhige Landschaften – Teil II (Fortsetzung BDA Info 4.21)
Volker Demuth

21 Schreie vom Balkon
Markus Clauer

26 Nichts
Klaus Friedrich

29 Der Architekt und das liebe Vieh oder alter Zweckbau ohne neuen Bauzweck: Gut Lichtenberg von Franz Kießling
Florian Dreher

36 Das Schloss zu Berlin Die versteinerte Idee
Ulrich Karl Pfannschmidt

39 Zeitgemäße Typen: Der Hohlroller
Klaus Friedrich

41 Sieben Fragen an Ingrid Krau

44 BDA

51 Persönliches

64 Randbemerkt

70 Impressum

EIN WORT VORAUS

Wie schreibt man über Leere, wenn man sie nicht empfindet? Wenn einen die Realität des Alltags, dichte Terminfolgen und Ereignisse hindern, zur Ruhe zu kommen um nachzudenken. Leer als Antipode zu voll mag die Kehrseite der Medaille sein, was jedoch nicht automatisch bedeutet, dass wir sie mit der gleichen Aufmerksamkeit wahrnehmen. In der allgemeinen Betriebsamkeit, die uns Menschen eigen ist, richtet sich der Blick immer nach vorn, ist weiter, schneller, höher ein zuweilen natürlicher Impuls der sich als Grundlage sämtlicher Ökonomien und Lebensweisen festgesetzt hat. In diesem Punkt ähneln sich auch sonst diametral entgegengesetzte politische Systeme. Der Blick in das was nicht, was leer ist, bedarf eines aktiven Impulses. Nicht zuletzt aus diesem Grund bot sich das Thema des vorliegenden Hefts als

Auftakt zum neuen Jahr 2022 an, noch nicht ahnend wie schnell sich alles wieder füllen würde.

Ein Hinweis auf die Omnipräsenz des Prinzips leer im Bereich von Musik, Film, Theater sowie der Architektur als künstlerisches, dramaturgisches oder gestalterisches Ausdrucksmittel gibt Cornelius Tafel in seinem Beitrag „Beredtes Schweigen“. Ein unsichtbarer örtlicher Bezug entsteht durch den zweiten Text von Irene Meissner über ein in Vergessenheit geratenes Kunstprojekt – dem Entwurf einer Olympischen Erdskulptur von 1972. Es behandelt leer im doppelten Sinn: inhaltlich und durch den Umstand, dass es nie realisiert wurde.
Michael Gebhard entdeckt mit der Theresienwiese eine gerne übersehene Außergewöhnlichkeit: die Leere. Eine Fläche ungeheuren und unerwarteten Ausmaßes in der Stadt, von der ausgehend er Zusammenhängen zwischen „Leerräumen“ und deren Programmierung, ebenso wie daraus erwachsenden Fragen zu deren Legitimität nachspürt.

Teil II der Unruhigen Landschaften von Volker Demuth bildet den gesellschaftspolitischen Hintergrund, vor dem das Heftthema zum Abbild aktueller sozialer und politischer Fliehkräfte wird. Wohin steuern wir, zweihundertdreiunddreißig Jahre nach der französischen Revolution? Markus Clauers Schreie vom Balkon formulieren anhand konkreter Beispiele ein Gegenpart. Ein flammendes Plädoyer zur Entwicklung einer Architektur, die es im Bewusstsein um ihre gesellschaftliche Verantwortung dem inhaltsleeren Dahinbauen entgegenzusetzen gilt.
Bleibt Klaus Friedrich … schreibt er etwas, schreibt er nichts?
Er schreibt *Nichts.*

Viel Spaß beim Lesen des vorliegenden Heftes,

Klaus Friedrich

LEERE

BEREDTES SCHWEIGEN

Cornelius Tafel

Wir alle kennen die beklemmende Situation, wenn ein Gespräch stockt, wenn in einer Runde etwas zu sagen wäre, aber niemand sich traut zu sprechen, wenn „ein Elefant im Raum steht“. Man nennt das „beredtes Schweigen“, oft ein peinlicher Moment. Akustische Unterbrechungen, Pausen können aber auch positiv empfunden werden. In der Musik sind Momente der Stille wichtige Ausdrucksmittel, etwa in den Generalpausen der Symphonien Anton Bruckners, die ganz unterschiedlichen Charakter haben können, vom entspannten Atemholen bis zum gespannten Innehalten vor einem Fortissimoausbruch. Akira Kurosawa

hat, oft nachgeahmt, Kampfszenen seines Leinwandepos Ran mit völliger Stille unterlegt und damit Momente geschaffen, deren Intensität stärker war, als sie der heftigste Schlachtenlärm hätte hervorrufen können. Ein weiteres Beispiel „beredten Schweigens“, und, trotz des tragischen Sujets als fast komödiantischer Einfall wahrgenommen, der Schluss einer Wiener Hamlet-Inszenierung von 1985 (Titelrolle Klaus Maria Brandauer). Diese endete, einige Zeilen vor dem Ende des Shakespeare Textes, mit den Worten des sterbenden Hamlet: „Der Rest ist…..“. Statt dem nun eigentlich zu sprechenden Wort ließ der Schauspieler die Tat, nämlich das Schweigen, folgen. Vorhang, Schluss.

Gemeinsam ist den geschilderten Situationen, dass sie ihre Wirkung entfalten durch das Nicht-Vorhandensein von etwas Erwartetem, in diesem Fall von akustischen Signalen, von Geräuschen, Tönen oder Worten.

Abwesenheit

Analog zu solchen Momenten ausdrucksvoller Stille gibt es auch visuelle Pausen und Unterbrechungen, wie die folgenden Beispiele zeigen, von starker Ausdruckskraft.

Eine Mutter wartet auf ihre Tochter. Wir sehen den leeren Stuhl am Esstisch, das unbenutzte Geschirr. Die Zuschauer ahnen schon, dass in Fritz Langs Film „M – eine Stadt sucht einen Mörder“ die Tochter Opfer eines Gewaltverbrechens werden und nicht mehr nach Hause kommen wird. Das Schreckliche wird nicht gezeigt, aber trotzdem sind der leere Stuhl und der leere Teller entsetzlich. Die Abwesenheit des Kindes provoziert die Fantasie und die schlimmsten Befürchtungen des Zuschauers. Es gehört zu den klassischen Ausdrucksformen des Films, wichtige Elemente der Handlung wegzulassen und den Zuschauer durch Ereignisse davor und danach erschließen zu lassen – dies kann, wie bei Ernst Lubitsch, durchaus auch ein Mittel der Komik sein. Das Erraten des Nichtgesagten durch den Zuhörer oder Zuschauer ist ein wesentliches Element des Witzes.

Aber bleiben wir bei den tragischen Aspekten von Abwesenheit. Abwesenheiten sind Visualisierung von Verlust, so wie der Tod eines Menschen vor allem als seine irreversible Abwesenheit, als bleibender Verlust wahrgenommen wird. Auch in Skulptur und Architektur spielen Abwesenheiten eine große Rolle und wecken starke Assoziationen und Emotionen. Jede Baulücke ist eine Manifestation von Abwesenheit. Viele Künstler arbeiten mit Formen des Weglassens oder Entfernens. Zwei Fälle von besonders tragischer Dimension sollen uns jetzt beschäftigen.

Eine der letzten Grausamkeiten, die die Taliban vor ihrer (wie wir heute wissen, nur vorübergehenden) Vertreibung von der Macht in Afghanistan begingen, war die Sprengung der Buddha-Statuen in Bamiyan. In riesigen Felsnischen standen die Statuen, 1500 Jahre alt

und bis zu 50 Meter hoch. Die leeren, gleichsam blinden Felshöhlen sind Mahnmale der hier erfolgten Barbarei. Hier wurden eine ganze Kultur und die Lebensleistung vieler Menschen zerstört. Aber es geht noch schlimmer.

Das jüdische Museum in Berlin ist eine Skulptur in erregtem Gestus, mit einem Grundriss wie ein gezackter Blitz. Was die Raumanordnung aber letztlich so verstörend macht, sind die durch das Gebäude geschlagenen Schneisen, Leerräume, die vom Architekten so genannten „voids“. Sie symbolisieren den Verlust an Menschenleben, die nach dem Zweiten Weltkrieg einfach nicht mehr da waren, sechs Millionen Juden in ganz Europa. Sie fehlen, wo sie waren, ist: nichts. Beide Beispiele zeigen, wie auch die Filmsequenz bei Fritz Lang, den Schrecken von Verbrechen, durch das, was diese bewirken: Das Nicht-mehr-Vorhandensein. Die Abwesenheit. Die Leere.

Das nicht mehr zu Sehende wird in seiner Abwesenheit sichtbar gemacht. Gerade die scheinbare Harmlosigkeit dessen, was man um das Abwesende herum wahrnehmen kann, macht die Erkenntnis des Verlusts zum Schrecknis. Der leere Teller, die leere Höhle, die freigehaltenen Räume – sie verweisen auf das, was nicht wiederkommt.

Der Rahmen

Wie aber visualisiert man Abwesenheit und Verlust? Wie zeigt man das, was man nicht mehr sehen kann? Den zuvor gezeigten Beispielen ist eins gemeinsam: die starke Wirksamkeit, die emotionale Wucht. Das ist in fast allen Fällen gewollt, oder, wie in Bamiyan, von der Täterseite gerne in Kauf genommen. Die Wirksamkeit der Abwesenheit ist aber keine Selbstverständlichkeit. Hätte Fritz Lang nur ein leeres Zimmer gefilmt, oder Libeskind Schneisen in freies Gelände geschlagen, wären die von beiden Künstlern dargestellten Abwesenheiten nicht so eindringlich. Auf dem Weg zum Tal der Könige in Oberägypten stehen, an Monumentalität den Buddha-Statuen in Bamiyan vergleichbar, riesige freistehende Statuen Ramses III., die sogenannten Kolosse des Memnon. Würden die gesprengt, so wären sie einfach weg, ihr Fehlen würde von Unkundigen nicht bemerkt. Das plötzliche Schweigen Hamlets, wie die Generalpausen bei Bruckner setzen voraus, dass davor etwas war, das nun unter- oder abgebrochen wird. Die Gesprächspause ist nur dann beklemmend, wenn vorher ein Gespräch stattgefunden hat. Und die den Bildern so plakativ widersprechende Stille bei Kurosawa ist nur so eindringlich, weil sie eben der Nicht-Sound zu diesen Bildern ist. Es wird etwas erwartet, das nicht kommt. Und diese Erwartung wird erzeugt durch die rahmengebende Umgebung, sei es in der Zeit oder im Raum. Erst dieser Bezugsrahmen gibt der Abwesenheit ihre Bedeutung. Nur so lässt sich zeigen, was sich eigentlich nicht zeigen lässt: Abwesenheit, und das heißt in den meisten Fällen: Verlust.

DIE OLYMPISCHE ERDSKULPTUR MÜNCHEN 1972: INSZENIERUNG DER LEERE

Irene Meissner

Zu den Münchner Olympischen Sportstätten gehörte auch die Olympia-Kunst, nicht zuletzt aufgrund der Kunst-am-Bau-Verordnung, nach der bei staatlichen Baumaßnahmen zwei Prozent der Bausumme für Kunst zur Verfügung steht. Da das Gesamtkonzept der Olympischen Anlagen nach der Vorstellung von Behnisch & Partner nicht gestört werden sollte, waren die Möglichkeiten für künstlerische Maßnahmen von vornherein eingeschränkt. Entwürfe für die Eingangsbereiche von U- und S-Bahn sowie für Straßenbahnen kamen ebenso nicht zur Ausführung wie die von Mathias Goeritz (mit Dietrich Clarenbach und Jürgen Claus) geplanten Großplastiken an der Autobahn. Der Galerist Heiner Friedrich, der mit seiner Frau Six Friedrich und Friedrich Dahlem seit 1963 in der Maximilianstraße die Galerie Friedrich und Dahlem betrieb und provokante Ausstellungen zu Pop-Art, Minimalismus, Konzept-Kunst und Land-Art zeigte, schlug dem Olympia-Komitee vor, amerikanische Avantgarde-Künstler wie Christo, Dan Flavin, Donald Judd, Frank Stella und Walter De Maria nach München einzuladen.

Besonderes Augenmerk für künstlerische Interventionen lag auf dem 60 Meter hohen Schuttberg, der aus den zum Oberwiesenfeld transportierten Trümmern der Stadt entstanden war. Noch vor Auftragsvergabe für die Gestaltung des Olympiageländes an Behnisch & Partner hatte der Bildhauer Rudolf Belling, der erst 1966 aus dem Exil in der Türkei nach Deutschland zurückgekehrt war, vom Deutschen Gewerkschaftsbund den Auftrag zu einer Skulptur erhalten, die auf dem Schuttberg als Zeichen der Versöhnung aufgestellt werden sollte. Belling konzipierte eine 6,5 Meter hohe Bronzeskulptur, die er aufgrund der geschwungenen Form als „Schuttblume“ bezeichnete. Das Projekt war bereits weit gediehen, es bestand grundsätzliche Einigung auch mit der Landeshauptstadt München, als die Olympiabaugesellschaft auf Drängen von Behnisch & Partner die Skulptur auf der Spitze des Schuttbergs ablehnte. Die Architekten hatten sich vertraglich ein Einspruchsrecht gegen Gestaltungen im direkten Blickfeld ihrer Anlage gesichert und wollten keinen vertikalen Akzent auf der Spitze des Schuttbergs. Sie plädierten dafür, der Idee des Friedens durch eine lagernde ruhige Anlage Ausdruck zu verleihen. Auf Anregung von Heiner Friedrich wurden nun 1970 Gerhard Merz und Walter De Maria aufgefordert, Entwürfe einzureichen. Merz schlug ein liegendes Kreuz und De Maria eine Erdskulptur vor, die zunächst auf Zustimmung stieß: Ein 120 Meter tiefer leerer Raumschacht mit 3 Meter Durchmesser sollte durch den künstlichen Hügel bis zur gewachsenen Erde gebohrt und mit einer 30 Zentimeter erhöhten runden Bronzeplatte mit 5 Meter Durchmes-

ser abgedeckt werden. De Maria definierte seine Erdskulptur als „Minimal-Conceptual-Earthart“, da der Hügel Scheibe und Schacht verband, wurde er selbst zum Teil der Skulptur. Die „minimale“ Scheibe eines Kreises sowie das „Geheimnis“ des tiefen leeren Raumschachtes konnten mit vielen Bedeutungen und symbolischen Bezügen aufgeladen werden und sollten zum Nachdenken anregen.

Der Entwurf löste in der Öffentlichkeit heftige Kontroversen aus. Da die Leerstelle nicht einzusehen, sondern nur vorzustellen war, sprach man bald nur noch ironisch vom „Denkloch“. Das mit Symbolkraft aufgeladene Projekt wurde nicht zuletzt auch als Kritik an der „gärtnerischen Verbrämung“ des Schuttbergs verstanden, den De Maria als Ort der Geschichte begreifbar machen wollte. Während der „überzeugende Kunstbeitrag“ die uneingeschränkte Zustimmung der Architekten fand und sich renommierte Museen wie das Museum of Modern Art in New York und auch Herzog Franz von Bayern sowie der Kunstkritiker Laszlo Glozer für die Realisierung einsetzten, tat der Münchner Ordinarius für Kunstgeschichte, Wolfgang Braunfels, die Erdskulptur als „romantisches Ansinnen“ ab.

Im August 1971 lehnte der Olympia-Bauausschuss einstimmig die mit 1,2 Millionen DM bezifferte Erdskulptur ab, mit der etwas grotesken Begründung, dass es sich bei dem Entwurf um „eine Arbeit von hohem geistigen Rang“ handle, die „auch unausgeführt als ein Bestandteil der Konzept-Kunst in die Kunstgeschichte eingehen“ werde. „Der Epitaph auf dem das Memorial zerschellt, ist mit den bekannten ehernen Lettern bestückt“, schrieb die Süddeutsche Zeitung, unter der Hand hieß es, „dass Millionen in Münchens Schuttberg verschwänden und nichts vom Kunstwerk zu sehen wäre“. Heiner Friedrich war über die Entscheidung und die Diskussionen so konsterniert, dass er München umgehend verließ und in New York eine neue Galerie eröffnete.

Rudolf Bellings stilisierter Blütenkelch kam 1972 doch noch zur Ausführung, allerdings etwas abseits in einer Senke des Schuttbergs. Die Schuttblume blüht somit versteckt im Olympiapark während auf der Spitze des Schuttbergs das wohl obligatorische Gipfelkreuz aufgestellt wurde.

Eine Initiative, die faszinierende Idee der Erdschachtskulptur, die durch die Münchner Geschichte stößt, zum 50. Jubiläum der Olympischen Sommerspiele München 1972 doch noch zu realisieren, scheiterte ein weiteres Mal, diesmal an der Erbengemeinschaft des 2013 verstorbenen Künstlers, die eine posthume Realisierung ablehnte. Wer aber dennoch einen Eindruck von dem Kunstwerk bekommen möchte, sollte nach Kassel fahren, dort kann man auf dem Friedrichsplatz die Bronzeplatte des 1977 für die Documenta 6 von Walter De Maria ausgeführten Vertikalen Erdkilometers bestaunen, oder man kann ab 7. Juli die Ausstellung Die Olympiastadt München im Architekturmuseum der TUM in der Pinakothek der Moderne besuchen, um dort noch mehr über die Olympia-Kunst zu erfahren (bis 3. Oktober 2022).

LEERE IN DER STADT

Michael Gebhard

Beginnen wir mit Bekanntem. München, eine Stadt die sich immer noch gerne als „Millionendorf“ sieht, ist in Wirklichkeit eine, im deutschen Maßstab, erstaunlich dichte Stadt. Sehenswürdigkeiten hat München zuhauf, eine davon ist zugleich eines der schönsten Beispiele für einen bedeutenden städtischen Leerraum, einen Ausschnitt im Stadtkörper, frei von Bauten, frei von Bäumen, nur Stadtboden und darüber Himmel. Wir sprechen von der Theresienwiese, die unverständlicherweise nur dann Erwähnung findet, wenn ihre große, bedeutende Leere getilgt ist, wenn hier, im jährlichen Turnus, das Oktoberfest stattfindet. Organisch schmiegt sie sich mit ihrer geschmeidigen Form, die an eine Niere erinnert, an den, an ihrer Westseite verlaufenden Hang des Isarhochufers. Die dort axial platzierte und auf die Leerfläche ausgerichtete Großstatue der Bavaria, rückwärtig von Leo von Klenzes Ruhmeshalle gefasst, thront als Merkzeichen über der weiten Fläche. Ostseitig bildet die „Wiese“ in einem bogenartigen, baumreihenbestandenen Schwung die Stadtkante zur Ludwigsvorstadt, mit ihren großen Einzelvillen, einem der ersten Beispiele einer offenen Bauweise in der Stadt.

Einmal im Jahr füllt sich diese Leere – mit Bierzelten und Fahrgeschäften und einer, zumindest für europäische Verhältnisse, ungeheuren Masse von Menschen. Zwei Wochen lang wird hier, in der Funktion eines sozialen Ventils, das ökonomische Surplus einer lustvollen Verschwendung zugeführt. So interessant es vielleicht sein könnte, die zweiwöchige Festivität unter diesem Aspekt näher zu betrachten, interessiert uns das hier ebenso wenig wie in Realität das Fest. Wir wollen den Raum betrachten, der hierfür in der Stadt beansprucht und über einen wesentlich längeren Zeitraum als die Dauer des Festes, als Leerraum vorgehalten wird. Er interessiert uns als Beispiel einer unbebauten und nicht bepflanzten Aktionsfläche im Gefüge der Stadt.
Auf der Theresienwiese gibt es keine Gestaltung, keine Flächenzuweisungen, keine landschaftsarchitektonischen Formschöpfungen, keinen Verkehr, nur ebene, weite, freie Fläche. Welch ein Luxus in einer Stadt wie München, mit den dortigen Bodenpreisen. Erstaunlich, dass diese Fläche allen baulich-architektonischen und landschaftsarchitektonischen Ein- und Übergriffversuchen bisher stets widerstehen konnte. Das sollte unsere Wertschätzung, ebenso wie unsere sensible Aufmerksamkeit, für diesen einzigartigen Ort noch beträchtlich steigern und langfristig wachhalten.

Betritt man diese „Leerstelle“ vor Ort, so lässt einen der Eindruck, den seine schiere Größe mit circa zweiundvierzig Hektar und die damit verbundene Weitläufigkeit ausübt, zuerst nur staunen. Dann, ganz langsam, dringt diese fulminante Präsenz von Leere, die hier herrscht, ins Bewusstsein und lässt einen nahezu perplex und zugleich erfüllt von einem Gefühl heiterer Leichtigkeit wieder zurückkehren

ins Netz der gewöhnlichen „Leerräume“ der Straßen und Plätze Münchens.

Die Leere in der Stadt ist für unsere Betrachtung zunächst einmal ganz klassisch der Raum, der sich zwischen Gebäuden, die wir hier als Substanz, im Gegensatz zu Leere, definieren, in unterschiedlichen Ausprägungen ergibt – von der schmalen Gasse, über die Straße, bis zum weitläufigen Platz.

Selbst wenn dieser Raum frei von Einbauten ist, also physisch als leer betrachtet werden kann, so ist er dennoch reguliert und programmiert, so weist er doch fast stets klare, funktionale Festlegungen auf, sei es, dass er beispielsweise als Transportkanal, als Straße, oder als Aufenthaltsfläche für Fußgänger ausgebildet und ausgewiesen ist. Diese funktionalen Zuweisungen, die meist über Vorschriften abgesichert sind, finden sich in den städtischen Leerräumen in unterschiedlicher Dichte, Ausprägung und Strenge.

Eine vielbefahrene Straße mit seitlichem Rad- und Gehweg und anschließenden Häusern kann beispielsweise nur als räumlich-funktional streng programmiert bezeichnet werden. Ein Austausch zwischen den unterschiedlich klassifizierten Flächen erscheint praktisch nahezu ausgeschlossen. Der Autofahrer würde Fußgänger wohl nur in Ausnahmesituationen auf der Fahrbahn tolerieren, ebenso würden die Radfahrer mit Autos und Fußgängern in ihrem Bereich verfahren und mit dem gleichen Recht würden die Fußgänger agieren. Im vorgenannten Fall könnten wir von deterministischer Programmierung sprechen, einer Programmierung, die die Art der Nutzung und die Aktivitäten relativ genau festschreibt und damit nur wenige, bis keine alternativen Möglichkeiten der Nutzung und Aneignung offenlässt. Großer Nutzungsdruck bei begrenzt zur Verfügung stehendem Raum führt zu strenger Programmierung.

Schwächer wird die Programmierung meist mit der Größe der Fläche. Der Raum eines öffentlichen Platzes, nehmen wir als Beispiel den Marienplatz in München, hat mit der Ausnahme der primären Programmierung – Fußgängerzone – nur schwache zusätzliche Programmierungen. Dies eröffnet viele Möglichkeiten der Nutzung in einem Spektrum, soweit es der primären Programmierung „Fußgängerzone“ nicht widerspricht. In diesem Fall können wir von einer schwachen, oder probabilistischen Prägung sprechen, die nur wenige grundlegende Festlegungen trifft, damit vieles offen lässt und einer Vielfalt von Nutzungen und Aktivitäten Raum lässt.

Entfällt eine Programmierung, oder bleibt sie einfach offen, so sind grundsätzlich viele Nutzungen möglich. Allerdings bedarf es dann eines Ausgleichs zwischen all den Aktivitäten, die sich im unprogrammierten Raum entfalten. Ein Modus Vivendi für ein verträgliches Miteinander muss im täglichen Handeln, in der täglichen Nutzung, gefunden werden. Dies natürlich stets mit der Gefahr, dass dominante und zur Intoleranz neigende Nutzungen, wie beispielsweise der motorisierte Autoverkehr, weniger dominante Nutzungen verdrängen

und sich der Raum durch diese nicht fixierte, aber faktische Nutzung, in Richtung einer deterministischen Prägung entwickelt.

All diese in den Leerraum der Stadt eingeschriebenen Vorschriften und Nutzungsfestlegungen dienen natürlich zuvorderst der Erleichterung notwendiger, funktionaler Abläufe. Sie könne aber im Weiteren auch als ein Akt der Disziplinierung der Bevölkerung gesehen werden, Disziplinierung im Sinne derjenigen, die die Regelungen treffen und durchsetzen und derjenigen, die auf den Prozess der Findung, Gestaltung und Durchsetzung dieser Regelungen in Verfolgung ihrer Partikularinteressen Einfluss nehmen. Unterliegt ersteres noch einer demokratischen Legitimation, so wird diese mit zunehmendem Einfluss partikularer, nicht dem Gemeinwohl verpflichteter Interessen, immer fragwürdiger.

Der größte Teil des Leerraumes einer Stadt ist, so muss man leider konstatieren, der Disziplin des Rades und der Geschwindigkeit, also eines motorisierten und nichtmotorisierten Fahrverkehrs unterworfen. Dies ist heute Gott sei Dank nicht mehr unumstritten und die Zahl der Beispiele einer Zurücknahme dieser Disziplinierung nimmt seit einigen Jahren, erfreulicherweise, zu. Freiheit, so auch, die im Prinzip begrüßenswerte Freiheit von Regelungen, erfordert auf Seiten der nun freieren Nutzer, Selbstdisziplin und Verantwortungsbewusstsein. Diese wollen erlernt und eingeübt sein. Gut geübte gesellschaftliche Praxis sind sie derzeit leider noch nicht.

Wer schon immer in der Stadt lebt, der vergisst gerne, dass ein Sinn und Zweck des Raumes zwischen der städtischen Substanz der Gebäude darin liegt, einen Schutzraum zu bilden, einen Raum, der städtisches Leben organisiert und der die Aktivitäten der Bewohner strukturiert und günstige Bedingungen für ihre Ausübung schafft. Nicht zu vergessen, der Leerraum der Stadt ist kein neutrales Behältnis, das mit Aktivitäten gefüllt wird. Er ist, in der Ausbildung seiner strukturierten Kontinuität, selbst ein Mittel sozialer Organisation, indem er die Präsenz von Menschen im öffentlich zugänglichen Raum, zuvorderst durch die Art und Anzahl seiner Verknüpfungen, maßgeblich beeinflusst.

Betreten wir einen städtischen Raum, so sind wir nichts anderes als Objekte in ihm. Unsere und die Präsenz anderer Objekte ist ein wesentlicher Faktor des Eindrucks von Fülle und Leere, der in uns entsteht. Betrachten wir die Objekte selbst, so ist zunächst zwischen statischen und dynamischen Objekten zu unterscheiden. Statische Objekte im Raum wie z.B. Bäume, Leuchten, Pflanzbehälter, Sitzgelegenheiten etc., dienen gerne der Unterstützung von Flächenprogrammierungen, indem sie mehr oder weniger durchlässige Abgrenzungen und Zonierungen ausbilden – Baumreihen, Rasenstreifen, Poller etc. Dynamische Objekte sind in erster Linie Menschen und von Menschen gesteuerte Fahrzeuge unterschiedlicher Größe. Tiere, die es natürlich im städtischen Raum gibt, sind hier keine relevante Größe. All diese Objekte entwickeln, bei

gleichzeitiger Präsenz, Beziehungen zueinander, eine dynamische, manchmal auch schnell wechselnde Eigenschaft des Ortes.

Tag oder Nacht, Helle und Dunkelheit üben Einfluss auf unser Verhalten im Raum aus. Die Tages- oder Nachtzeit spielt eine weithin vernachlässigte, dennoch wichtige Rolle in der Fülle-Leere-Betrachtung. Die Tatsache, dass Räume zur Schlafenszeit der Mehrheit der Einwohner einer Stadt eher leer sind, ist zunächst offensichtlich und trivial. Mit der Tages- bzw. Nachtzeit werden die beweglichen Objekte im Raum, in der Regel, mit fortschreitender Zeit, deutlich weniger. Die dem Raum eingeschriebenen Programmierungen sind zwar weiterhin vorhanden, doch ihre Grenzen beginnen, mit dem abnehmenden Nutzungsdruck, weich zu werden. Die Gefahr von Nutzungskonflikten mit Nutzern anderer Flächenprogrammierungen vermindern sich, Grenzüberschreitungen werden möglich, Sanktionen unwahrscheinlicher. Nachts kann auf vielen städtischen Straßen flaniert werden, kann in der Fußgängerzone geradelt, der Radweg von Fußgängern genutzt werden. Man könnte von einer räumlichen Erweiterung oder gar von einer temporären, aber zyklischen, räumlichen Nutzungsermächtigung sprechen, nehmen doch die programmierungsüberschreitenden Nutzungsmöglichkeiten mit fortschreitender Nacht stark zu.

Im zeitlichen Verlauf eines Tages, in der Abfolge der Tage über die Woche, den Monat und das Jahr gesehen, wird der, in seiner physischen Größe immer gleiche Leerraum, für den Nutzer dynamisch, kann eine kleinere oder auch größere Dimension annehmen, kann sich verengen oder weiten. Das lässt sich einfach nachvollziehen: Gehen sie, natürlich nur in ungefährlichen Straßenabschnitten, statt auf dem Gehweg, auf der Fahrbahn. Es genügt schon am Rand letzterer entlangzugehen. Siehe da, sie werden schnell spüren, dass sie nun im wahren „Stadtraum“ angekommen sind, in einem Stadtraum der von der, jetzt erst spürbaren, Leere zwischen der Substanz der Gebäude lebt, einem Stadtraum der ihnen, dank der in der vorgegebenen Weise wirksamen und scheinbar unabdingbaren Programmierungen vorenthalten wird. In der befreienden Wirkung dieses Aktes der Programmierungsüberschreitung wird ein himmelweiter Unterschied spürbar zum zugewiesenen, eingeschränkten Weg unmittelbar zwischen Hauswänden, parkenden Autos, Verkehrsschildern, Parkuhren und sonstigen Mobilitätsgerätschaften.

Es ist das Zusammenspiel von Lage im Netz, Größe, Ausdehnung, Art und Anzahl der Programmierungen sowie Nutzungsart, -mix und -intensität und damit auch das grundlegende Verhältnis von Substanz zu Leere und Fülle, das den Charakter eines Raumes maßgeblich prägt. Leerer Raum kann beängstigend, aber auch befreiend, kann öde, aber auch hochästhetisch-anregend wirken. Fasziniert denken wir an Giorgio de Chiricos Bilder, wie etwa das der Piazza d’Italia, mit ihren überlangen, abendlichen Schatten, in einer Wärme ausstrahlenden Leere, kurz bevor sich die Räume vermutlich mit abendlichen Flaneuren füllen würden, oder an die Bilder einer düsteren, unheilschwangeren Leere, in einer dystopischen,

MOEDING

MOEDING
IHR PARTNER FÜR INDIVIDUELLE FASSADEN

PLANER I DIETRICH | UNTERTRIFALLER ARCHITEKTEN ZT GMBH
UND CHRISTIAN SCHMÖLZ ARCHITEKT
OBJEKT I STADTBIBLIOTHEK, DORNBIRN
FOTOGRAFIE I STEFAN MÜLLER-NAUMANN

WWW.MOEDING.DE

menschenleeren amerikanischen Großstadt, aus dem Film I am Legend, in dem ein „letzter“ Mensch in einer verlassenen und bereits von der Rückeroberung durch die Natur geprägten Großstadt ums Überleben kämpft. Hier versprechen die raumbegrenzenden Gebäude keinen Schutz mehr, sie strahlen vielmehr eine unheilvolle gefahrenschwangere und bedrohliche Präsenz aus, die den leeren Stadtraum emotional auflädt und dominiert.

Voller Raum, so erdrückend und beengend er sich manchmal anfühlen kann, kann aber, ganz im Gegenteil, auch intensiv, aktivierend und anregend wirken. Wir denken an die Straßenszenen aus Ridely Scott’s Film, Blade Runner, die uns wiederum an asiatische Großstädte erinnern, deren verwirrend opulente Fülle für uns Europäer oft nur schwer zu ertragen ist. Zurück in München, beim jährlichen Oktoberfest, dem größten, jährlichen Massenauflauf, den diese Stadt kennt, scheinen die sich auf der Theresienwiese versammelnden Menschenmassen auf viele eine derart anregende Wirkung zu entfalten, dass diejenigen, die davon nicht infiziert sind, die schöne „Wiese“, den zu dieser Zeit ohnehin in sein Gegenteil verwandelten Leerraum, zusammen mit einem weiten, ebenfalls in Mitleidenschaft gezogenen Umfeld, tunlichst meiden.

UNRUHIGE LANDSCHAFTEN – TEIL II VON DER NEUERFINDUNG VON KULTUR UND NATUR

Volker Demuth

Ökonomische Verwertung von Landschaften

Sie ist keine integrale, sondern eine hegemoniale Landschaft, durchdrungen von Unterwerfungsenergie. Der einstige Fürsorgeraum Gottes, der vermeintliche ‚Naturhaushalt‘, weicht, optimiert von Landschaftsmarketing und Landmanagement, restlos den Kategorien wissenschaftlich-technischer Vernunft und agroindustrieller Überbietungsdynamik. Die Verwertung von Landschaften stellt Ertragsinteressen, ausgerichtet an wirtschaftlichen Steigerungsmodellen, in den Vordergrund.

Mit der größte Antreiber dafür ist die Kapitalisierung der Landschaften aufgrund der Landnahme durch Investoren, die Landschaft inzwischen weltweit als Renditeobjekt behandeln wie Immobilien, Aktien oder Unternehmen. Annähernd zwei Drittel der land- und forstwirtschaftlichen Fläche ist etwa in Deutschland nicht mehr in bäuerlicher Hand, sondern im Besitz von Investoren, was die Landschaft unter verstärkten Produktivitätsdruck setzt.

Der frivole Landschaftsutilitarismus geht so weit, Landschaften zu Ökosystemdienstleistern zu erklären, die saubere, feuchte Luft, klares Wasser oder Insekten für Bestäubungsleistungen kostenfrei zur Verfügung stellen. Selbst Sonne und Wind haben mittlerweile

ihren in der Landschaft installierten Park und werfen Profit ab. Ausnahmslos alles lässt sich bewirtschaften, Wälder und Gewässer, Offenlandschaften und Unterglasplantagen. Aber auch der steigende Nitratgehalt im Boden und das zunehmende Kohlendioxid in der Luft.

Jene Landschaften, in denen wir uns heute bewegen, sind infolge ihrer Geometrisierung, Technisierung und Kommerzialisierung vom Faktor Beschleunigung erfasst, der sich in ihrem Veränderungstempo und den gewandelten Bewirtschaftungsweisen ausdrückt. Die Transformationen, welche die Landschaften aus ihrem integrierten Gleichgewicht kippen und in Unruhe versetzen, werden in aller Regel durch politische Instrumente unter Produktivitätsvorzeichen gesteuert. Der Planungs-, Erschließungs- und Verwaltungsgrad von Landschaft ist dabei maximal.

Gleichzeitig wird der Zugriff auf Landschaft in der Neuzeit immer unersättlicher: Seit Beginn der Industrialisierung um 1700 wurde fünfmal so viel Naturland weltweit zu Ackerfläche gemacht als jemals zuvor, das Weideland nimmt statt damals zwei Prozent der Erdoberfläche heute ein Viertel in Anspruch. Nicht zu reden von mehr und mehr verdichteten Ballungs- und Verkehrsräumen. Weiterhin machen Flächenfraß und Bodenversiegelung vor Landschaften keinen Halt, verschlingen allein in Deutschland jedes Jahr eine Landschaftsfläche annähernd in der Größe Frankfurts.

Wir wissen inzwischen, im Prozess der Kultivierung von Naturräumen und der Urbanisierung von Kulturlandschaften werden in aller Regel 90 Prozent der ursprünglich dort lebenden Organismen vernichtet. Dass selbst in einer Industrienation wie Deutschland im sogenannten ländlichen Raum beinahe die Hälfte der gesamten Wertschöpfung erzeugt wird, macht es verständlich, warum es Landschaften verwehrt ist, ihren ursprünglichen Anspruch, in Ruhe gelassen zu werden, auch nur in winzigen Resten zu behaupten.

Kampf um Reichtum auf den Rücken der Landschaften

Landschaften sind prekär geworden. An vielen Orten sehen wir sie in ihrer Eigenart bedroht oder bereits stark beschädigt, mit der Folge, dass aus hegemonialen oftmals dramatische Landschaften geworden sind. Klassischerweise ist das Drama der Ort, an dem zwischen Menschen und Göttern die allgemeine Ordnung, der Kosmos, verhandelt wird. Dramatische Landschaften sind Teil jenes Kosmos geworden, wo sich das Leben insgesamt in Frage gestellt sieht.

Halten wir uns vor Augen: Würde das Konsum- und Wohlstandsniveau Deutschlands der gesamten Menschheit zur Verfügung stehen, bräuchte es eine dreimal so große Erde, die Bedürfnisse zu befriedigen. Der ungebremste Kampf um Rohstoffe und Reichtum wird dabei vor allem auf dem Rücken der globalen Landschaften ausgetragen, mit real spürbaren Effekten: Erschöpfung, Degeneration, Über-

nutzung und Vergiftung. Wenn ‚Natur' nicht mehr Natur ist, sondern insgesamt zur Ressource wird, ob belebt oder unbelebt, haben sich die Vorzeichen für Landschaften fundamental verändert.

Wo sich die Verantwortung für das Kollabieren weiter landschaftlicher Lebensräume aber nicht einfach von uns wegschieben lässt, ergibt sich daraus eine unerlässliche Schlussfolgerung: die Entstehung einer universellen Landschaftspolitik. Denn die Gefährdung und die wachsenden Risiken für Landschaften politisieren selbst jene Terrains, die man bis vor kurzem noch außerhalb von Politik wähnte: Gletscherrinnenseen, Magerwiesen, Wanderdünen oder Froschtümpel.

Die einst mit Verheißungen angefüllte Zukunft hat sich durch Klimawandel, Umweltzerstörung und anhaltendes Wachstum der Weltbevölkerung zu einer von Ängsten besetzten Vorstellung gewandelt. Die Melancholie, bisher vom Verlust des Vergangenen betrübt, hat ihre Richtung geändert: Sie trauert der Zukunft nach. Umso dringlicher stellt sich die Frage, ob es so etwas wie einen utopischen Impuls von Landschaft gibt? Wie sieht ein nächster Schritt aus, der aus den dramatischen Landschaften herausführt?

Bedingungen für ein besseres Leben

Wir leben nicht außerhalb von Landschaften, wir leben in der Landschaft, in die wir, gleichgültig wie lange und wie oft wir uns in ihr aufhalten, auf die eine oder andere Weise hinein verwoben sind. Ein umfassendes, alles einschließendes Netzwerk, worin nicht bloß eine Gattung die Fäden zieht, selbst wenn wir das erst wieder mühsam zu erlernen haben.

Wenn es kein Außen mehr gibt, in dem Natur existiert, blicken wir stattdessen auf etwas Anderes: ein allseitiges gemeinsames Hier. Das irdische Ganze. Jede Landschaft entsteht als Resultat von etwas, das aus unzähligen Mitwirkungen zustande kommt. Die Mitwirkenden sind Blätter, Pilze, Staub, Wolken, Mikroorganismen und tausend andere Coworker, darunter auch der Mensch. Diese ausgewogene, über lange Zeiträume hinweg eingespielte Kollaboration wird von hegemonialen Landschaften aufgekündigt und aktuell zum Drama des Lebens zugespitzt.

Um zu neuen – nennen wir sie – balancierten Landschaften zu kommen, bedarf es eines Verständnisses davon, dass jede Landschaft universell und politisch in dem genauen Sinn ist, in dem sie existenzielle Bedeutung für das lokale und planetarische Leben besitzt. Miteinander verflochten und verschränkt, schaffen wir die Bedingungen für ein besseres Leben nicht, indem wir beträchtliche Teile der Biosphäre abschaffen. Wenn es heute zwingend erforderlich ist, balancierte, nichthegemoniale Landschaften für alle Teile der Erde auszuformulieren, dann verknüpft sich damit eine umfangreiche natural-soziale Handlungsaufforderung.

Ausgewogene Landschaften, in denen Interessen der Gesamtheit von Lebewesen und Topografien Berücksichtigung finden, setzen eine behutsame Wahrnehmung der feinen räumlichen Gleichgewichte des nichtmenschlichen Lebens voraus. Sie verlangen eine radikale Verringerung des Landschaftstempos, womit biologische Balancen wieder ermöglicht und natürliche Räume in einer bewegten Ruhe gehalten werden, deren Verschiebungen in Zeiträumen vonstattengehen, welche Lebewesen die nötigen Modifikationen und Anpassungen erlauben.

Zudem kommen wir nicht länger darum herum, in die Landschaft das angespannte Beziehungsgefüge von Stadt und Land mit einzutragen. Was die Aufgabe benennt, aus städtischen Ausfransungen und erweiterten Stadtregionen neuartige Hybride urbanländlichen Lebens herauszubilden, die mit Hilfe digitaler Technologien zu lokalen Arbeits- und Lebensorganisationen finden und aufgrund ihrer stärker ortsgebundenen Lebensweise wieder ein verbindliches Gefühl der Zuständigkeit für den Raum entwickeln, in dem man lebt.

Revolution der menschlichen Lebensweise notwendig

Das alles, und anderes mehr, ist wichtig. Es gilt jedoch einen noch viel grundsätzlicheren Wandel einzuleiten und dabei den Sinn des Begriffs Fortschritt neu zu fassen. Sofern ausgewogene Landschaften nämlich kostbare Lebensgemeinschaften und Lebensgüter in einem umgreifenden Sinn darstellen, werden sie zwangsläufig zum Schauplatz einer Revolution, die aus ihnen selbst – aus den Böden, Pflanzen, Tieren, der Luft und Gewässern – hervorgeht: die Revolution der menschlichen Lebensweise.

Ökonomische Eigeninteressen sind gegenüber Allgemeingütern, wie es Landschaften sind, gänzlich neu abzuwägen, um das Wohlergehen aller, und damit ist gemeint: aller dortigen Lebewesen, respektvoll zu berücksichtigen. Die kapitalgetriebene Nutzenmaximierung, der sich Landschaften seit Jahrzehnten ausgesetzt sehen, lässt sich mit Belangen von Gemeinwohl und dem menschheitlichen Recht auf eine gute Zukunft nicht in Einklang bringen, ohne globale Einschränkungen zu formulieren. Es bedarf einer starken Bewegung für die erneuerte Einbettung von Landschaft in einen gesellschaftlichen Sinn, indem er die gemeinschaftliche Unterstützung bäuerlicher Produktion fördert und leidenschaftlich über Vorgehensweisen einer neuen Landreform nachdenkt, mit der Investorenland wieder in Erzeugerhand übergeht.

Seit der Gründung erster mesopotamischer Städte vor 6.000 Jahren hat sich nichts an ihrer wesentlichen Voraussetzung verändert: einer die Zentren mit schmackhaften, hochwertigen Nahrungsmitteln versorgenden Landwirtschaft. Damit änderte sich aber auch nichts an der urbanen Abhängigkeit. Wir müssen uns von der Vorstellung verabschieden, Landschaften begännen am Rand von Städten. Sie beginnen in der Stadt, in jeder

Wohnung, jedem Büro. Im Wissen, dass die Erzeugung von Nahrungsmitteln und anderen wichtigen Produkten nicht aufs Spiel gesetzt werden darf, gehören balancierte, intakte und mit vielfältigem Leben erfüllte Landschaften, insbesondere vor dem Hintergrund der Verwobenheit aller Arten, Gene und Ökosysteme, zu den elementaren menschlichen Bedürfnissen.

Vielleicht ist heute der Zeitpunkt gekommen, wo zunehmend mehr Menschen das erkennen. Wo deutlich wird, wir sind als Menschen immer auf Landschaft und bestimmte Orte bezogen. Denn Landschaften räumen uns Orte ein, sie werden zu Bühnen der Verräumlichung oder genauer: der Verortung unseres Lebens. In ihnen bildet sich eine geschichtliche, politische und mentale Topografie ab. Landschaft ist, präzise gesagt, ein Erfahrungs- und Erzählraum, in dem wir uns selbst und anderen begegnen, in einer Spannung von Distanz und Identität.

Landschaften im planetarischen Zeitalter

Die Landschaft in ihrer erzählten Fremdheit und Vertrautheit ist ein eminent politischer Raum, worin sich, im besten Sinn, eine Identität von Nichtübereinstimmung als souveräne Zugehörigkeit ausbildet. Die Zivilisation der Überheblichkeit und Anmaßung blickt sich in der Landschaft selbst ins Gesicht, verletzt, unversöhnt. Kann sein, die zivilisatorische Pathologie, die uns in der Landschaft vor Augen tritt, ist in einem Maße unübersehbar geworden, dass das Verlangen nach neuen kulturellen Umgangsformen mit ihr wächst.

Gewiss aber ist, weniger denn je sind Landschaften im planetarischen Zeitalter schieres Privateigentum einiger Weniger. Vielmehr werden sie als Zukunftsressourcen in weitaus höherem Maße als bisher mit der Schutzanforderung eines öffentlichen Guts verknüpft werden müssen. Ein derartiger Systemwandel nimmt jedoch auch die Gesellschaft als Ganze, und damit jeden einzelnen, in die Verantwortung.

Er stellt nicht zuletzt Fragen nach anderen Konsumstilen und einer anspruchsvollen Genügsamkeit, der das Immer-mehr nicht gut genug ist. Und er legt nahe, über erneuerte Formen der landschaftsnutzenden Wirtschaft nachzudenken, die von rechtlichen Regelungen, der Umsteuerung durch Anreize und institutionelle Direktiven bis zu gesellschaftlichen Beteiligungen reichen können, mit denen sich das Modell der Allmende, des gemeinschaftlichen Landschaftseigentums, mit frischem Leben erfüllen lässt.

Es gibt also gute Gründe, die in unserem ureigensten Interesse liegen, aus der Landschaftsrenaissance eine sanfte Landschaftsrevolution werden zu lassen. In der globalen Welt gibt es nichts Fernes. Die Arktis und der Amazonasurwald sind nicht anderswo und auch nicht weit weg. Sie sind hier, unter unseren Füssen. Die denaturierten urbanen Zonen zu renaturieren und die degenerierten Landschaften zu rege-

nerieren, fällt unter die nicht aufschiebbaren Aufgaben unserer heutigen Zivilisation.

Deutschlandradio © 2009–2021
Volker Demuth lebt nach Aufgabe einer Medienprofessur als freier Schriftsteller in Berlin. Sein umfangreiches Werk, das mehrfach ausgezeichnet wurde, umfasst Lyrik, Prosa und Essay. Zuletzt erschienen (alle im Verlag Matthes & Seitz Berlin): Fleisch. Essay (2016), Der nächste Mensch. Essay (2018), Niederungen und Erhebungen. Roman (2019).

SCHREIE VOM BALKON

Markus Clauer

Von Ludwigshafen über Hördt, Düsseldorf und Venlo zurück nach Hainau im Taunus: Über die gesellschaftliche Verantwortung der Architektur zwischen Abriss und Aufbruch ins Bestehende. Rede bei der Preisverleihung des Bund Deutscher Architektinnen und Architekten Rheinland-Pfalz in Mainz, am 29.10.2021.

Lassen Sie uns kurz über gesellschaftliche Verantwortung reden. Würde man sie skalieren, läge das Bauen auf einer Skala von null, unvorhanden, bis 10 groß, bei elf. Der Bausektor verursacht rund 40 Prozent der CO_2-Emissionen in Deutschland. Ist für 60 Prozent des Abfallaufkommens verantwortlich. Frisst 56 Hektar Fläche täglich. Fünfhundertsechzigtausend Quadratmeter mehr oder minder versiegelte, flutbare Erdoberfläche. Zu schweigen davon, wie durch Bautätigkeit immer mehr Lebensraum zur Schuttdeponie verwandelt wird. Zu schweigen von dem regen Stoffwechsel, der zwischen Gebäuden und ihrem sozialen Umfeld herrscht.

Architektur drängt sich einem halt samt ihrer Geschmacksdelikte förmlich auf. Umgibt einen. Verstellt den Weg. Und immer. Im Kleinen und im großen Ganzen. Sich in einem Raum zu fühlen, kann eine der ursprünglichsten Ich-Erfahrungen überhaupt sein. Kein Entkommen. Gebautes hat Folgen: Nur zum Beispiel belegt eine Studie der Uni Graz, dass Kinder in Schulräumen, in denen sich Massivholz befindet, wesentlich entspannter sind, als in denen ohne. Ihr Herz schlägt 8.600 Mal weniger als in holzlosen Klassenzimmern – und zwar pro Schultag. Sehr selten aber ist es, dass

einem – wie beim BDA-Preis selbstverständlich – das Herz angesichts des Gebauten hochfrequent hüpft. Und noch seltener ist der Fall, dass das wegen Architektur geschieht, die eben nicht gebaut worden ist. Wie am Mainzer Hauptbahnhof. Das Fahrradparkhaus von Schoyerer Architekten dort, das die Brache unter einer Hochbrücke nutzt und verschönt, würde den Neubau eines nullachtfünfzehn Fahrradunterstands ad absurdum führen.

Schon klar, Architektur steht mit einem Bein, wenn nicht ganz, in der Wirklichkeit des Marktes. Bauen ist „Politik“, wie der Architekt Diébédo Francis Kéré aus Burkina Faso in einem Interview im „Süddeutsche Magazin“ sagt. Völlig zurecht natürlich. Umgekehrt, proportional zu den Aufgaben, hat es die Politik zum Beispiel aber bisher nicht geschafft, ein eigenes Bundesbauministerium zu etablieren. (Anm. Red.: Mit Antritt der neuen Regierung am 8. Dezember 2021 übernahm das neue Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen die Bauagenden aus dem Bundesinnenministerium.) Und die Architekten- und Architektinnenschaft andererseits versäumt es allzu oft, die klaffenden Verantwortungslücken selbsttätig zu schließen. Kann sein, sie ist zu beschäftigt mit der Baubürokratie. Dem Ausfüllen von Formularen, der Prüfung von DIN-Normen, der Einhaltung von Verordnungen – doppelt so vielen wie in den Niederlanden im Übrigen. Unsinnigen zumal wie dem Verbot, Plattenbauten mit Wintergärten dämmend zu puffern, wie in Frankreich üblich. Die Dämmlobby hat das bei uns hier erfolgreich verhindert. Und am Ende entsteht, wie Kéré es in dem erwähnten Interview ausdrückt, „was die Normen hergeben und was die Versicherungen abdecken“.

Jeder Neubau muss sich erst einmal rechtfertigen

Um es mit Kafka zu sagen, das 2019 in Halle verabschiedete BDA-Manifest Das Haus der Erde. Positionen für eine klimagerechte Architektur in Stadt und Land gelesen. Geweint. Es ist ein wunderbarer Vorsatz, in dem im Prinzip steht, dass sich jeder Neubau legitimieren muss. Die Realität sieht auch aus wie Ludwigshafen am Rhein. Die berühmte, laut Ernst Bloch, dem „Prinzip Hoffnung“-Philosophen: „Seestadt auf dem Lande“, deren Uferpromenade zur Feuerwehrzufahrt einer Shopping-Mall degradiert worden ist. Deren zentraler Berliner Platz seit Jahren geradezu zeichenhaft aus einer Baugrube besteht. Wo der Rathausturm und das angedockte Rathaus-Center gemäß Stadtratsbeschluss abgerissen werden; sie sind erst 1979 gebaut worden. Noch dazu hat die Stadt den Komplex extra zu diesem Zweck für viele Millionen Euro erworben. Die Verwaltung will sich nach der Tabula rasa dysfunktional auf die Stadt verteilen. Möglich aber auch, dass dann doch noch ein neues Rathaus für vielleicht 100 Millionen Euro entsteht, anstatt, dass man das alte Ensemble saniert. Eine beispielhafte Groß-Verpulverung der sogenannten „grauen Energie“. Gut könnte sein, dass in der Stadt am Rhein ein auf Jahr-

zehnte geplantes Modellprojekt läuft, wie man es am besten nicht macht.

Alles da, verfehlte Bodenpolitik, Abrisswut, klimaschädliches Vollversagen, was schieflaufen kann. Lassen Sie uns das kurz ein wenig aufdröseln. Oder vom Balkon schreien. Der Umgang mit Grund- und Bodenbesitz etwa ist ja sozusagen determinierend. Besser, vielleicht außer in Ludwigshafen, wenn die Kommunen bestimmen, was auf ihm geschieht, als die Investoren. Besser Erbpachtverträge abzuschließen auf 99 Jahre. Besser das, was dort gebaut wird, über Konzeptverfahren auszuwählen, statt diejenigen bauen zu lassen, die am meisten für den Grundstückserwerb zahlen. Besser den Bodenbesitz nicht wie den Markt für Schweinehälften zu behandeln, weil im Unterschied zu diesem, und ähnlich wie beim Bestand von Gemälden von Rembrandt, exklusive Endlichkeit besteht.

Warum manche Bodenwerte besonders besteuert gehörten

Niklas Maak hat zu den einschlägigen Machenschaften zuletzt in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ Beispiele aus Berlin und Hamburg beschrieben. Im Berliner Westen ist so vor kurzem ein Areal für 40 Millionen Euro verkauft worden und wechselte wenig später für 90 Millionen Euro den Besitzer. Passiert ist dort ganz genau nichts. Dito in Hamburg, wo auf dem Gelände der Holsten-Brauerei eine kleine grüne Stadt in der Stadt mit 1.200 Wohnungen entstehen sollte, die sich auch Normalverdiener leisten können. Gekauft hat das Gelände dann ein Spekulant. Für 150 Millionen Euro. Der veräußerte es bald mit Gewinn. Vor einem Jahr ging es dann von der Berliner Consus Real Estate völlig unverändert in den Besitz der Adler Real Estate über. Für 320 Millionen Euro. Geplant, wenngleich nicht mal angefangen, sind dort jetzt lukrative Wohnungen für eine kaufkräftige Klientel.

Nur mal ganz kurz, wie wäre es, Bodenwerte, auf denen so wie bei den Beispielen aus Hamburg und Berlin nichts sozial Erwünschtes stattfindet, und deren Eignerinnen und Eigner gleichwohl von der Wertsteigerung ihres Besitzes durch staatliche Infrastrukturmaßnahmen profitieren, einfach zu besteuern? Ein leistungsloses Einkommen, das im krassen Gegensatz zu den Einkünften aus harter Arbeit – sagen wir im gesellschaftsrelevanten Einsatz in der Pflege – steht. Wie Ottmar Edenhofer vom Potsdamer Institut für Klimaforschung und Professor an der TU Berlin, in der Podcast-Reihe Denklabor des BDA erläutert, hätte die Bodenwertsteuer seiner Einschätzung nach für die Art Projekte weitreichende Konsequenzen.

In der flächenfressenden Falle der Gewerbesteuer

Es würde die Einkommenserwartung von Bodenspekulanten mindern, als Folge die Baugrundstück- und Immobilienpreise senken. Womöglich einen sozialen Wohnungsbau anfeuern, der im besten Fall auch noch aus

mehr als hingemeterten, zukünftigen Sondermülldeponien unter schimmelnden Dämmputzfassaden besteht. Nur mal so, wie wäre es, würde die sozialverträglich organisierte Bodenwertsteuer und wenn auch mittelbar den Kommunen zugutekommen? Statt der Gewerbesteuer vielleicht, die dazu führt, dass jedes Dorf in froher, unbegründeter Erwartung künftigen Wohlstands seinen Landbesitz mit Gewerbegebieten verplombt. Und apropos, wie wäre es, wenn dort, statt dass zwei Mal am Tag ein Bus fährt, ein enger getakteter ÖPNV installiert werden würde. Schnelles Internet. Gleiche Lebensverhältnisse auf dem Land. Wie wäre es mit einer grünen Utopie für die Vorstadt? Schnell kommt, wer näher hinsieht, vom Hundertsten ins Hunderttausendste und bis nach Hördt, Pfalz, wo sich die Dorfgemeinschaft unter bester Mithilfe von Haack Lauerbach Architekten ein Bürgerzentrum gebaut hat, das wie nebenbei auch ein Naturareal neu erschließt. Als identitätsstiftende Maßnahme, die auch noch die Lebensqualität erhöht. Und nachhaltig ist. Wer würde schon behaupten, dass sich ein derartiges Investment in die Zukunft nicht lohnt? Die Crux ist, alle tun das implizit, die es zulassen, dass sorglos und absehbar und immer weiter Bauschutt aufgehäuft wird.

Der „echte“ Preis des Gebauten heißt: Alle, die Zweckbauten mit der Halbwertszeit eines Föns in die Welt setzen. Schnellschimmelnde Renditeobjekte. Großdimensionierte Einfamilienhäuser in Neubaugebiete im irgendwo, in denen Witwen auf 200, auf zwei Stockwerke verteilten Quadratmetern verdämmern, bevor familiäre Ex-Vorzeige-Architekturen dann leer stehen und unschön vergehen. Alle, die neu statt im Bestand bauen, wenn die Alternative besteht. Jeder und jede, der/die nicht über seinen/ihren eigenen Daseinszyklus hinausdenkt beim Bauen. Verzeihen Sie, ich bin sinnbildlich im Schrei-Modus, alle die bei der Baustoffproduktion und Bauplanung immer noch nicht das Lebensende ihrer Baustoffe und Planungen mit einkalkulieren. Und eine Gemeinschaft, die Baustoffproduzenten und Planerinnen und Planer für diese Kurzsichtigkeit nicht sanktioniert.

Eine Bauwende fordern die Architects for Future, ein der Fridays-for-Future nahestehender Zusammenschluss. Anstatt nur auf die Herstellungskosten eines Gebäudes zu blicken, müssten die Folgekosten für die Umwelt von Anfang an eingepreist werden und die Zuständigkeit für den Rückbau klar sein. Mit „echten Preisen“ beim Bauen würden sich die Präferenzen schlagartig ändern. In Richtung des kreislaufgerechten Bauens, Cradle to Cradle, das die Rohstoffe transparent macht und eine ursprungsnahe Nachnutzung programmiert. Natürliche Materialien wie Stein, Holz und Lehm verwendet. Die Kreislaufwirtschaft ist schlicht das Gebot des Moments, wenn man die gesellschaftliche Verantwortlichkeit von Bautätigkeit bedenkt. Eine neue Logik, bei der die Wahl der Baustoffe vor dem Entwerfen steht. Die die Stadt als urbane Mine begreift. Und Gebäude als Materialbänke. Die wie beim belgischen Architekturbüro Rotor beinhaltet, dass durchaus (warum eigentlich nicht?) Neu-

bauten aus Versatzstücken entstehen, die anderswo nicht mehr gebraucht werden. Oder, dass, wie von Rotor praktiziert, ein Gewächshaus kurzerhand zur Konzertbühne umfunktioniert wird. Motto: „Dancing under a greenhouse“.

Die Verhältnisse zum Tanzen bringen

Die Konsumenten jedenfalls wären bereit für das Prinzip, wie eine repräsentative Umfrage des BHW ergeben hat, bei der 56 Prozent der Befragten angaben, eine Mehrheit, dass sie auch dann recycelte oder recycelbare Materialien verwenden würden, wenn sie mehr kosteten. Der Staat aber, einer der größten Bauherren in Deutschland, lässt sich die Einsparung von jährlich 1,9 Millionen Tonnen CO_2 entgehen, ungefähr der Ausstoß des innerdeutschen Flugverkehrs, weil er bei den Vergaben an die Bauwirtschaft den Klimaschutz nicht stärker berücksichtigt.

1.239 Jahre lang zwei Mal jährlich nach Thailand fliegen. Dass es auch anders geht, zeigt die Stadtverwaltung im niederländischen Venlo, die theoretisch keinen Abfall produziert. Jedes Teil daran so konstruiert, dass es wiederverwendet werden kann. Und in Düsseldorf entsteht seit Dezember ein Holz-Hybrid-Büro-

Schnitzer&

BDA/Architektur/
Workshop/Symposium/
BIM/Forum/Archicad/
Fotografie/Service/
Studenten/Kooperation/
Software/&journal/
Musik/Veranstaltungen

www.schnitzerund.de

hochhaus samt begrüntem Dach, The Cradle, das durch die Auswahl der Baustoffe und den Betrieb eine Energiemenge einsparen will, die 53 Millionen Flugkilometern entspricht. Zwei Mal jährlich zwei Fernreisen nach Thailand oder Sri Lanka – 1.239 Jahre lang. Wobei: Wir würden ja ohnehin einen Kurztrip empfehlen. Nach Hainau im Rhein-Lahn-Kreis, Taunus, wo der Hof Wendenius, einer der drei BDA-Preis-Gewinner, siedelt. Ein maroder Dreiseithof in einem 169-Seelen-Dorf, der mit Hilfe von nachhaltigen Baustoffen wie Lehm, Schilf, Holzweichfaser und Leinöl zum hochwertigen Ferienhaus, Ort zum Verlieben und Heiraten und zum Aufbruch verheißendem neuen Dorfmittelpunkt avanciert ist. Zur Bestandsarchitektur mit Zukunft. Sogar die Außenstelle des Standesamts wurde in den Hof Wendenius verlegt. Fast betrachtet man die Architektur andächtig. Endlich still.

Markus Clauer ist Kulturreporter der RHEIN-PFALZ im Ressort Kultur und Gesellschaft. 2016 wurde er mit dem Medienpreis des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz ausgezeichnet

NICHTS ...

Klaus Friedrich

... gewesen, außer Spesen lautet das bekannte Sprichwort für ein Vorhaben, das krachend scheitert. Nicht so, beim jüngst vorgestellten Ergebnis des Bürgergutachtens zum Paketpostareal. Das las sich in der Presse rundweg wie ein glänzender Erfolg: ...„viel Grün, höchste Umweltstandards, erschwinglicher Wohnraum und vielleicht noch ein drittes Hochhaus, wenn dafür mehr Freiflächen entstünden“. Also alles richtig gemacht?
Aus Sicht des Investors ist die Strategie aufgegangen: ein Grundstück mit dem „Makel“ einer höchst aufwändig zu sanierenden, denkmalgeschützten Halle erscheint nicht auf den ersten Blick als Glücksgriff. Erkennt man in ihr jedoch den Lockvogel oder das Faustpfand, um Baurecht für eine vielfach höhere Dichte im Gegenzug für ein Sanierungsversprechen zu erhalten, wird die Finesse der Verhandlungsstrategie ersichtlich.
Kein Wettbewerb, keine sorgfältige Abwägung und Bewertung einer unabhängigen Jury aus Fachleuten, um zu einer transparenten Entscheidung zu gelangen, welche urbane Dichte für das Areal richtig und angemessen erscheint angesichts funktionierender Nachbarschaften und Teilzentren in unmittelbarer Nähe. Eine öffentliche Debatte entbrennt um ästhetische Fragen, initiiert von einer – isoliert betrachtet – gefälligen Komposition zweier Türme mit Halle. Sie wird von den Initiatoren des Vorhabens listig verknüpft mit dem Versprechen vom bezahlbaren Wohnraum, wohlwissend dass sich das mit den Quadratmeterpreisen in exorbitant teuer herzustellenden Spezialbauten wie sie Hochhäuser dieser Kategorie nun einmal sind, nicht verträgt. Dabei gäbe es bei der

Betrachtung des Gesamtareals inhaltlich eine Menge zu bereden. Zum Beispiel wie drängend die Suche nach einem Ausweg aus dem sich immer schneller drehenden Karussell der Bodenpreisentwicklung ist. Schließlich leiden unter ihm alle am Bau beteiligten, bis auf die unsichtbaren Geldgeber der Investoren. Für sie ist nur von Interesse, dass das eingesetzte Kapital arbeitet. Dass es am Ende des Prozesses, nach der Entwicklung des Objekts, dem Verkauf als Ganzem oder in kleinen Einheiten mehr geworden ist.
Interessant ist, dass die Mär vom Bauen in den Himmel als Lösung jedoch weder in der Öffentlichkeit noch von der Presse entzaubert wird. Und so kokettiert man mit der Wohnungsfrage, als trügen zwei sehr hohe Häuser dazu bei, die Wohnungsnot in München zu lindern. Oder besser noch, als böten sie Platz für Jedermann, der dort gerne wohnen würde. Man fühlt sich ein wenig an einen automobilen Showroom erinnert, bei der einem der Autoverkäufer weiszumachen versucht, das elegante Coupé mit 1000 PS sei das fortschrittlichste und ökologischste Fahrzeug, das der Hersteller gerade anzubieten hätte, batteriegetrieben versteht sich.
Wo wir von Ökologie und Nachhaltigkeit sprechen. Wie fühlt es sich an, wenn wir uns bereits 2019 anlässlich des 15. BDA-Tags in Halle mit dem Positionspapier „Das Haus der Erde“ mit drängenden Fragen beschäftigt haben, wie man auch beim Bauen die „… Erfordernisse des Umweltschutzes von der Oberfläche“ in die reale Welt der Bauprozesse integriert, in einer gemeinsamen Anstrengung von Architekten, Bauherrinnen, Bauindustrie und Wohnwirtschaft? Was zeigt uns das in Diskussion befindliche Beispiel? Dass Begriffe wie Ressourcenschonung und Ökologie in der Welt des Bauens nach wie vor oft nur leere Phrasen sind. Und dass die dominierende Frage ökonomischer Natur ist. Sie steht nicht gleichberechtigt neben den vernunftgeleiteten Lösungsansätzen zu einer besseren Ökologie. Und so gerät die nicht geringe Anstrengung, aus konventionellen Türmen nachhaltige Hochhäuser zu entwickeln zu einem Gewissensanstrich. Ganz ähnlich dem Ablasshandel, der seit Jahren mit CO_2 Zertifikaten betrieben wird.

Enthielten sie eine Nutzung, die der Allgemeinheit insgesamt diente, wie beispielsweise das 1968 eingeweihte Rathaus von Roland Ostertag in Kaiserslautern und stünden sie an einem Ort an dem Inhalt und Zeichen sich bar jeden Zweifels zueinander fügten, bliebe immer noch die Frage ob der Aufwand des Bauens in die Höhe den Nutzen rechtfertigt. Die Betrachtung fiele leichter aufgrund zweier wesentlicher Unterschiede. Ohne als baulicher Ausdruck der Macht des Kapitals gelesen zu werden, verdankten sie ihre Entstehung einem Wettbewerb. Im obersten Geschoss des Rathauses befindet sich übrigens ein Restaurant, kein Biergarten.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 2.22 befassen sich mit dem Thema „solidarisch“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leserinnen und Leser.

Redaktionsschluss: 3. Mai 2022

DER ARCHITEKT UND DAS LIEBE VIEH ODER ALTER ZWECKBAU OHNE NEUEN BAUZWECK: GUT LICHTENBERG VON FRANZ KIESSLING

Florian Dreher

In den deutschen Heimatfilmen der Fünfzigerjahre, die mit ihren romantischen Naturkulissen viele heilsversprechende Sehnsüchte stillen sowie über die Trauer und Wunden des Zweiten Weltkriegs hinwegretten wollen, tritt der Architekt – stets mit großer Planrolle in der Hand – als Akteur des Fortschritts auf, welcher die alten Bauernhöfe und das Landidyll zu Gunsten moderner Infrastrukturen zu beseitigen versucht. Natürlich wird der Fremdling im klischeeverhafteten Heimatfilm von der ursprünglichen Schönheit des ländlichen Raums überwältigt, wird wegen seiner Hingezogenheit zur Bauerstochter von seinen Plänen einer technizistischen Zukunft abgehalten und kehrt letztendlich voller Herzschmerz in die ferne Großstadt zurück. Der Architekt spielt in der Fiktion wie in der Realität der Nachkriegszeit keine herausragende Rolle im pittoresken ländlichen Idyllen-Gemälde – stattdessen glänzt er entweder durch Abwesenheit oder in einer Sonderrolle als mondäner Agent der Projektentwicklung, welcher das friedvolle Setting zu stören vermag. Daher erscheint es nicht verwunderlich zu sein, dass das Zusammenwirken von Architekt und Landwirt nicht als Liebesbeziehung gedeutet werden kann sowie das Portfolio der modernen Architektur auf dem Gebiet des landwirtschaftlichen Bauens, nur wenige kostbare Perlen vorzuweisen hat.

Obliegt es tatsächlich allein dem „Ritter des Neuen Bauens“, Hugo Häring, für die landwirtschaftliche Nutzarchitektur mit seinem Gut Garkau (1922–1928) im ostholsteinischen Klingenberg, einer Ikone des organhaften Bauens, auf Ewigkeiten eine Lanze brechen zu müssen? Aktuelle Projekte, wie der Stall in Thankirchen (2005–2007) von Florian Nagler Architekten oder Shatwell Farm im südenglischen Somerset (2012–2014) von Steven Taylor Architects, bleiben auch heute Ausnahmeerscheinungen trotz wiederentdeckter Landlust. (1) Allzu oft schrecken Landwirte aus Kosten- und Gestaltungsgründen von einer Beauftragung eines Architekten zurück und greifen lieber auf industriell vorgefertigte Systembauten von Stallbaufirmen zurück. (2)

Leere Begriffshülsen

Nachdem in den letzten Jahren die Hauptprotagonisten der Nachkriegsmoderne mit Publikationen und Ausstellungen im großen Stil gewürdigt wurden, rücken allmählich die regionalen Beiträge einer „Architektur der Wunderkinder“ (3) in den verdienten Fokus der Baugeschichtsforschung. Die in Vergessenheit geratene zweite Garde und ihr baukulturelles Erbe aus jenen Tagen des gesellschaftlichen Wandels, des politischen und wirtschaftlichen Aufbruchs der Wirtschaftswunderjahre bilden hingegen zu den bekannten Größen, unter anderem wie Sep Ruf, die wesentlichen und wichtigen Bindeglieder zwischen den Strömungen. Hierzu kann das Gut Lichtenberg bei Landsberg am Lech von dem Münchner Architekten Franz Kießling (1925-2013) zählen. Der ehemalige Hans-Döllgast-Schüler realisiert 1962/63 auf dem landwirtschaftlich genutzten Areal des ehemaligen Schloss Lichtenberg, (4) südwestlich der Ortschaft Scheuring, mehrere Nutzbauten als zusammenhängende Komposition aus Rinderstall mit Silo und Heubergeraum, einem Jungviehlaufstall sowie zwei Maschinenhallen, die aber erst 1973/74 an anderer Stelle auf dem Hof errichtet werden. Sein Bauherr, der Diplom-Landwirt Eberhard Thyssen, erwirbt nach dem Zweiten Weltkrieg, um 1949, das Gut Lichtenberg und benötigt einen neuen Rinderstall mit 50 Standplätzen. (5) Das neue Bauensemble bildet das Herz der Hofanlage und ersetzt an gleicher Stelle einen traditionell herkömmlichen Stall. (6) Um das Ensemble gruppieren sich mehrere Einzelbauwerke aus verschiedenen Epochen: eine Zwanzigerjahre-Villa als Familienwohnsitz auf den Fundamenten des vorherigen Lustschlosses, das Torhäuschen von 1777 sowie zwei traditionelle, konservative „Deutsche Wohnhäuser“ im Paul-Schmitthenner-Duktus (1953–1955) für die Hofangestellten sowie weitere Lager- und Gerätehallen.

Trotz der ländlichen Abgeschiedenheit und der unprätentiösen Bauaufgabe erlangen die Nutzbauten von Franz Kießling für das Gut Lichtenberg im damaligen Architekturdiskurs der Sechzigerjahre eine mediale Aufmerksamkeit von internationalem Interesse. Die Revolution der Moderne scheint nach dem Intermezzo des Zweiten Weltkriegs im Kuhstall ihre Fortsetzung zu suchen? Es ist der Architekt und Bauhistoriker Jürgen Joedicke, welcher als Redaktionsmitglied der internationalen Zeitschrift Bauen + Wohnen, die Kießling-Bauten als deutschen Beitrag unter den Fahnen des aufkeimenden New Brutalism erstmals 1964 publiziert. (7) Joedicke zählt neben dem englischen Kunsthistoriker Reyner Banham zum Unterstützerkreis, der den schillernden und zugleich nebulösen New Brutalism in die deutsche Diskussion einführt und medial lanciert. (8) Dank Banham wird 1955 in der Architectural Review die mediale Bühnenpremiere für den New Brutalism aufbereitet (9) und, in klassischer kunsthistorischer Manier, eine Stildefinition abgeliefert, die von seinen Begriffsschöpfern, Alison und Peter Smithson, auf nicht geteilten Applaus stößt. (10) Was als spezifisch englische Kritik am Funktionalismus

der Heroen der Moderne (Alison Smithson) gedacht ist, mündet auch bei Joedicke in eine eigene Interpretation und Auslegung, was unter einem internationalen Brutalismus zu verstehen ist. (11) Für seine Ausführungen erweitert er das bis dahin eher spärliche Portfolio und agiert als Gralshüter der reinen Lehre, indem er seine ausgewählten Brutalismus-Bauten in die Tradition der klassischen Moderne – nur mit zeitgemäßen Mitteln – stellt. Für diese evolutionäre Entwicklung einer „aufgeschobenen" Moderne (Christoph Hackelsberger) sollen unter anderem die Bauten von Franz Kießling für das Gut Lichtenberg zweckdienlich sein. Die strenge und kraftvolle Formensprache der einzelnen Baukörper, gepaart mit einer reduzierten, rohbelassenen Materialauswahl aus Sichtbeton, Eternit und Lärchenholz sowie die Gliederung der Baumassen nach ihrer Funktion – entworfen von innen nach außen – sind für Joedicke ausreichende Indizes, dass es sich um „ein gelungenes Beispiel für die Anwendung brutalistischer Auffassungen bei einer alltäglichen Aufgabe" (12) handelt. Versteht sich Franz Kießling wirklich als Brutalist oder: ist alles, damals wie heute, Brutalismus? (13) Sein Kölner Kollege Oswald Mathias Ungers, der sich einst als Eiermann-Abtrünniger im Umfeld der jungen Rebellen des Team 10 aufhält, bekennt sich in seinen Anfängen zu jener Strömung. (14) Sein markantes Wohnhaus in Köln-Müngersdorf gesellt sich noch unter Banhams „Backsteinbrutalismus", während Joedicke im Ungers-Bau ein abschreckendes Beispiel mit einem Mangel an „geistiger Zucht" und einer „Sucht nach Neuem um jeden Preis" versinnbildlicht sieht. (15) In den Chor der „Zuchtmeister" stimmen interessanterweise vor allem die Elder Statesmen, wie Sigfried Giedion oder Nikolaus Pevsner, mit ein, die in den vereinzelten Tendenzen zum einen Playboy-Architekturen (Giedion) (16) oder zum anderen einen verkappten Expressionismus als Historismus (Pevsner) (17) befürchten. Ist die Teleologie der Moderne – von Morris bis Gropius (18) – in Gefahr? Auch wenn die Kießling-Bauten über eine Materialauswahl nach as found Eigenschaften oder über eine außen ablesbare, archaisch anmutende Konstruktion verfügen, handelt es sich doch nur, um ein einfaches Bauen in Sichtbeton. (19) Bleibt bei näherer Betrachtung vom Brutalismus nur eine leere Begriffshülse übrig? Letztlich kommuniziert sich ein Bild leichter, als ein Ethos. (20)

Kalte Krieger

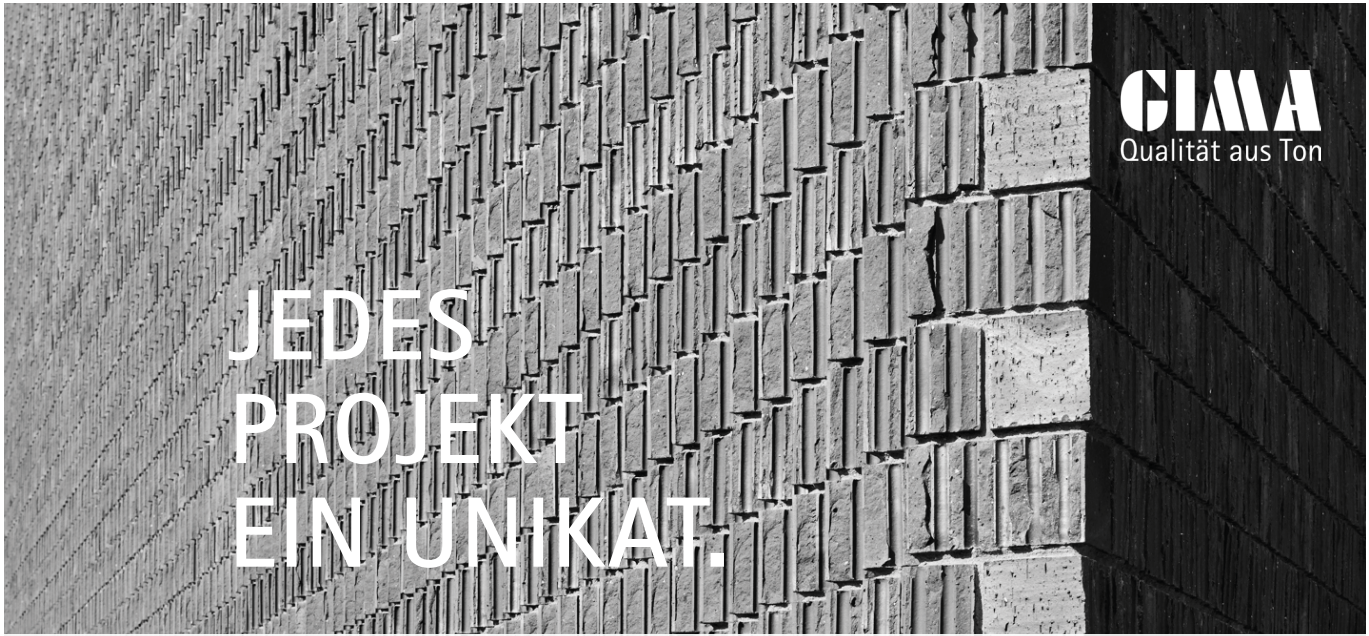
Im Systemvergleich von BRD und DDR bedienen sich beide Staaten eines faustischen Pakts von Architektur und Staatsform, indem die Baukunst der Nachkriegszeit als Teil der Aufrüstung auf beiden Halbseiten der Welt – von West und Ost – fungiert. Zwar stehen im Schaufenster des Waffenarsenals die bekannten Aushängeschilder, wie Hansaviertel oder Stalinallee, jedoch entscheidet im wahrsten Sinne des Wortes die „Arbeit im, beziehungsweise auf dem Feld". Auch in der Nutzarchitektur und im Mensch-Nutztier-Verhältnis tun sich an der ideologischen Front tiefe Gräben auf. So stehen sich „Warmstall-West" und „Offenstall-Ost" diametral gegenüber. Mit dem von Mütterchen Russland übernommenen

Rinderoffenstall-Programm, versucht die DDR in den Fünfzigerjahren den Klassenfeind in der Produktivität einzuholen und zu überholen. (21) Der Offenstall versinnbildlicht eine „sozialistische Errungenschaft, für die es gilt, sich kämpferisch einzusetzen“ (Walter Ulbricht). (22) Um das Ziel einer Kollektivierung der Landwirtschaft zu befördern, verlangt die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) nach zweckmäßigen Ställen, in denen mit geringem Arbeitsaufwand ein hoher Ertrag erreicht wird. Bis 1960 sind 15.000 Offenställe mit je 60 Kühen in den Genossenschaften eingerichtet, die von der „Überlegenheit der sozialistischen Großproduktion“ künden. (23)

Die Lage der Landwirtschaft zur Wiederaufbauzeit in der jungen Bundesrepublik, vor allem in dem Agrarstaat Bayern, ist von der Modernisierung durch Motorisierung, Mechanisierung, Automatisierung der Landarbeit geprägt, um Hunger und Versorgungsnöte zu beseitigen sowie die deutsche Landwirtschaft in West-Europa (Mansholdt-Plan) wieder zu integrieren. (24) Daher stehen die landwirtschaftlichen Bauten für das Gut Lichtenberg von Franz Kießling als bauliches Zeitdokument in direktem Zusammenhang mit dem Wandel des Freistaats von der Agrar- zur Industriegesellschaft und seiner Landschaftsentwicklung.

In Abstimmung mit der Landestierzuchtanstalt München entwickelt Kießling eine optimierte Stallung für Gut Lichtenberg, die auf Erfahrungen seiner Hofanlage für Gut Birkeneck bei München (1957–1960) gründet. (25) Entlang einer langgestreckten Futtertischachse reihen sich im Warmstall auf beiden Seiten, dicht nebeneinander in Anbindehaltung und ohne Liegeplatz, 50 Kühe samt Bullen auf. Der Futtereinwurf erfolgt ebenerdig, zum einen über die beiden Annexbauten mit Stroheinlagerung, zum anderen über den Heubergeraum am Ende der Futtertischachse oder über die angegliederten Silobauten mit Silage. Kießling verzichtet, wie noch bei Gut Birkeneck ausgeführt, über eine Heulagerung direkt über dem Stall. Der Heubergeraum verfügt über eine natürliche Querlüftung, dank der luftdurchlässigen Rundholzriegelfassade, anstatt eine Durchlüftungsanlage (Modell Babenhausen oder Braunschweig) in Anspruch nehmen zu müssen. Für die Entmistung integriert er im Warmstall entlang der Außenwände eine hydraulische Schubstangenanlage, die Mist und Jauche in zwei Tiefdungstätten vor dem Gebäuderiegel abführen. Dadurch ist ein für das Tier gesundheitsschädlicher Beton-Spalten-Boden obsolet gewesen.

Gemessen an den hohen Produktivitätsraten sind die beiden Stallmodelle, in Ost und West, nur bedingt ihren Erwartungen gerecht geworden. So weist die zentrale Planwirtschaft für den Bau der Offenställe wegen Materialengpässen Unzulänglichkeiten auf. Auch zeigt sich der Offenstall im Winter durch gefrorenes Futter „Heu am Stiel“ und den daraus resultierenden Leistungsausfällen als nicht besonders geeignet, so dass die sozialistische Kuh das Kolchosen-Weideglück mit dem automati-



ARCHITEKTEN I HERZOG & DE MEURON, BASEL
OBJEKT I ERWEITERUNGSBAU DES MUSEUMS KÜPPERSMÜHLE
FOTOGRAFIE I JÖRG SEILER

Entdecken Sie mehr dazu auf unserer neuen Website unter:
WWW.GIMA-ZIEGEL.DE

sierten Melkkarussell einer industriemäßigen Tierproduktion, nach amerikanischem Vorbild, eintauschen muss.

Das aufkeimende Bewusstsein Anfang der Siebzigerjahre für Landschaftspflege in Bayern, zum Wohl und Erhalt der Kulturlandschaft, weicht langsam dem Irrglauben der Beherrschbarkeit der Natur mittels der wissenschaftlich-technischen Revolution auf. Mit der stetigen Stärkung des Tierrechts (Critical Animal Studies), schreitet der langsame und leise Abschied der Kuh als Nutztier voran, eine Stellung, die sie einst vom Pferd – from war horse to cold war cow – übernommen hat.

Still und starr ruht der Stall

In den Neunzigerjahren sind die Milchviehhaltung und die Rinderzucht auf Gut Lichtenberg eingestellt worden, seitdem verweilt der Kießling-Bau im Dornröschenschlaf. Die Landwirtschaft von heute zeigt dem inzwischen leerstehenden Bestand seine räumlich-strukturellen Grenzen auf. Eine Wirtschaftlichkeit würde sich wahrscheinlich erst durch den dreifachen Tierbestand einstellen, was eine neue und größere Stallung mit sich bringen müsste. Auch würde die Bewirtschaftung mit den modernen und monströs dimensionierten Traktoren die Gebäudeproportionen sowie die Statik des Nachkriegsgebäudes stark in Anspruch nehmen. Obwohl Kießling damals einen rationalen Typus entworfen hat, ist eine Anpassung an die sich verändernden Bedingungen schwer möglich. Der Verlust der „einen“ Funktion mit dem einhergehenden Unvermögen der Weiternutzung schreibt der Berliner Kritiker Adolf Behne in seiner Analyse, Der moderne Zweckbau (1923), eher den „Leibesformen“ und den „individuellen Organismen“ des organhaften Bauens zu. (26) Behne kann sich in seiner Argumentation durch den Leerstand und langsamen Verfall des Gut Garkaus bestätigt fühlen (27), jedoch kommt auch der Rationalismus, wie im Fall der Kießling-Bauten, ins Schwitzen, obwohl er diesem gerade die Offenheit auf Dauer, Wandel und Vielheit beimisst.

Nach einem Brandanschlag präsentiert sich das Ensemble als Torso (28) und ist trotz dem vielen Make-up an Verwitterungs- und Gebrauchsspuren in seiner Authentizität erhalten geblieben. Folgt auf langer Sicht der Abriss? Ungenutzte Zweckbauten für die Landwirtschaft stellen eine Herausforderung des Erhalts und der Nachnutzung dar. Eine Wertschätzung durch die Denkmalpflege muss nicht zwangsläufig zur Rettung des baukulturellen Erbes der Nachkriegsmoderne auf dem Land führen, wenn sogar die Mauerspechte selbst beim denkmalgeschützten Gut Öttershausen von Balthasar Neumann, keinen Stein auf dem anderen belassen haben. (29) Angesichts der Nachhaltigkeitsdebatte kommt dem Bestand eine tragende Rolle zu. Entweder gelingt es, eine qualitätsvolle Umbaukultur auf dem Land zu etablieren, oder der Leerstand fungiert als potenzielles Rohstofflager einer neuen Kreislaufwirtschaft. – Bestand braucht Haltung (30) und eignet sich nicht

für den Heldentod durch Abriss. Zunächst bleiben aber die Bauten von Franz Kießling für das Gut Lichtenberg als zeitgenössische Ruinen as found zu begreifen.

Anmerkungen, siehe Seite 68

Florian Dreher, Architekturstudium an der UdK Berlin, Lehrtätigkeiten an der UdK Berlin, KIT Karlsruhe, RWTH Aachen und Universität Stuttgart, Redaktor bei archithese, Gasteditor bei werk, bauen + wohnen, Herausgeber von manege für architektur, Referent für Baukultur bei der AKH.

DAS SCHLOSS ZU BERLIN DIE VERSTEINERTE IDEE

Ulrich Karl Pfannschmidt

Ihr Völker der Welt, ihr Völker in Amerika, in England, in Frankreich, in Italien, schaut auf diese Stadt, Menschen aller Kontinente schaut auf dieses Schloss. Aus der sentimentalen Idee eines unterbeschäftigten Händlers von Landmaschinen, der Preußens Gloria wieder auferstehen lassen wollte, ist ein Ort der Welt geworden. Er ist getauft auf den Namen Humboldtforum, auf dass er freudig auf hoher moralischer Warte vom Deutschen Wesen künden kann. Passgenau eröffnet er mit einer Ausstellung Berlin Global, die den Spuren nachgeht, die Berlin und die Welt seit eh und je verbinden, die Berlin verändert haben und die Berlin verändert hat. Weltsicht und Zeitgeist verbinden sich hier auf das Glücklichste.

Um es zu bauen, musste Geschichte zerstört werden. Zugegeben, die Geschichte war etwas peinlich. Den Palast des Volkes abzureißen, Paradebau und Symbol der untergegangenen Deutschen Demokratischen Republik, immerhin ein Original, geschah noch mit leichter Hand. Die Konzeption des Neubaus aus der Fülle der Einreden und Visionen zu wählen, war bedeutend schwieriger. Am schwersten aber war eine Nutzung für den Monsterbau zu finden. Im Jahr 2002 beschloss der Deutsche Bundestag den Bau. Im Juli 2021 ist er, noch nicht vollendet, dennoch eröffnet worden. Die sich das Werk auf Volkes Kosten leisteten, wollten sich vor der anstehenden Neuwahl des Bundestages noch einmal präsentieren und ablichten lassen, Fotos für die Medien und das Familienalbum: sieh mal – Papi/Mami macht Kultur!

International angesehene Architekten haben ihren Ruf aufs Spiel gesetzt, um eine Lösung zu finden, die den Politikern populäre Zustimmung versprach. Große Würfe fielen in den Orkus. Ein Entwurf des italienischen Architekten Franco Stella gewann den Auftrag, weil er einen verblüffenden Weg fand, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden. Gerade an der Scheide für Alt oder Neu ist die Konkurrenz gescheitert. Das „Sowohl-als-auch“ eines rekonstruierten Schlosses siegte, weil es jedem Entscheider etwas gab, ohne lange Fragen nach Ignoranz oder Kompetenz auszulösen. Von Beginn an umstritten, hat sich die Sicht auf den Bau in der Hauptstadt der Demonstrationen bis heute nicht geändert. Einige Stimmen fordern gar den Abbruch des Schlosses und den Wiederaufbau

des Volkspalastes. Schloss und Volkspalast abwechselnd abzubrechen und wieder aufzubauen könnte ein guter Kult für die Berliner Republik werden.

Den von der glorreichen Vergangenheit trunkenen Wessis zeigt das Schloss an drei Seiten die alten Fassaden etwa so, wie sie von Schlüter, Eosander, Schinkel und Stüler überkommen sind. Sie können in ihrer Mottenkiste glücklich wieder einnicken. Den alten Osten bedachte Stella mit einer modernistischen Betonansicht auf der Afterseite. Der Zwitter erinnert an den „Jahrhundertschritt“, eine Skulptur des ostdeutschen Malers und Bildhauers Walter Mattheuer. Sein Mensch streckt den rechten nackten Fuß nach vorn in die Zukunft und zieht den linken beschuhten Fuß aus der Vergangenheit nach. Die Außenseiten des Schlosses sind makellos, von Computern gesteuert, rekonstruiert. Sie wirken, unpatiniert wie sie noch sind, in ihrer Perfektion ohne menschliche Arbeitsspuren, etwas leblos. Im großen Schlosshof schlütert es antik, im kleinen Hof rummst Neues gegen Altes.

Der dritte Hof ist zum Foyer mutiert und überdacht. Die Zusammenstöße von Alt und Neu sind, innen wie außen, unsensibel und brutal. Das Portal im Foyer wirkt bedrängt und eingequetscht. Die Rückfassade bricht geradezu aus den barocken Wulsten der Schlossecken heraus. Die vielen hundert Räume im Schloss sind nicht wieder nachgebaut worden. Hier sind die Raumformate auf die Bedürfnisse der Ausstellungen zugeschnitten. Sie strahlen Trockenheit und Einfallslosigkeit aus.

In städtebaulicher Hinsicht rahmt und schließt der Bau den großen Raum vor dem Lustgarten. Die Raumfassung hat entschieden gewonnen. Das Zusammenspiel der großen Bauten ist wieder spürbar geworden. Natürlich kann Kultur ohne Essen und Trinken nicht stattfinden. Ein Restaurant empfängt den müden Wanderer im Schlüterhof. Was wird ihn erquicken, Currywurst?

Was hat ihn bis dahin ermüdet? Das Humboldt-Forum siedelt unter dem Dach der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Wen das Schicksal mit der Aufgabe geschlagen hat, das Konzept des Universalmuseums zusammen zu schustern, verdient Mitleid. Das Motto lautete „für jeden etwas“. Beliebigkeit auf hohen Absätzen. Immerhin stellen sich schon die Kuratoren der ersten Ausstellung selbst aus und vor, damit neue Wege in die Zukunft weisend. Dauerhafte Einrichtungen wie zum Beispiel das ethnologische Museum, die Geschichte der Namensgeber und die Spuren des alten Schlosses im Keller mischen sich mit wechselnden Ausstellungen. Die Entdeckung des Neokolonialismus, der Identitäten, des Klimas, des Rassismus und anderer Ismen versprechen ein buntes Programm mit durchaus heiteren Seiten. Berlin wird es der Welt schon zeigen.

Nach Meinung eines der am ungeheuren Werk beteiligten Architekten sollten kleingeistige

Kritiker, welche weder die Bedeutung der Konzeption erkennen noch die gestalterische Wucht des Bauwerkes empfinden, aus ihren Redaktionen entfernt werden. Wer glaubt, das Volk habe für sein Geld Besseres verdient, habe nichts verstanden. Dazu gehören sicher auch die Demonstrationsjunkies. Andere, die schon immer die Stiefel der Politik leckten, werden das Forum der missbrauchten Humboldtbrüder gebührend preisen. Auch der Bundespräsident, der Hohepriester der Betroffenheit, wird nicht umhinkommen, einige Worte der Empathie auf den glatten Marmor des Hauses tropfen zu lassen. Der Visionär der Auferstehung, Wilhelm von Boddien reist schon durch Europas Hauptstädte, auf der Suche nach weiteren Schlossruinen. Und nicht zu vergessen, spenden können Sie, lieber Leser, immer noch bis auf Weiteres. Ein paar Millionen fehlen noch.

ZEITGEMÄSSE TYPEN: DER HOHLROLLER

Klaus Friedrich

Allenthalben ist heute sehr viel von Baukästen die Rede. Das lässt sich sowohl im Bereich der Architektur feststellen, wo die serielle Modulbauweise eine Renaissance erfährt. War vor etwa fünfzig Jahren hierfür Beton der bevorzugte Baustoff, ist er heute kurz davor, von Holz abgelöst zu werden. Es gibt den Begriff des Baukastens jedoch auch im Bereich der Ernährung, speziell in der Gastronomie. Hier sind Restaurants gemeint, die auf dem Konzept der Systemgastronomie aufbauen. Die Baukastenidee findet bei der Kreation der Speisen Anwendung. Aus dauerhaft und qualitativ gleichbleibend verfügbaren Ingredienzen soll eine Palette von Speisen herstellbar sein, die eine relative Vielfalt bieten und dennoch einen dauerhaft wirtschaftlichen Betrieb ermöglichen. Ach ja, aus der Automobilindustrie kennt man die Modulidee natürlich auch seit längerem. Dort ist die Rede von der Platform. Alle großen Autobauer verwenden sie, die gleichen Grundelemente, die zum Aufbau individuell verschiedener Fahrzeugmodelle dienen. Das ist rationell und intelligent, kostensparend, wirtschaftlich. Daran gibt es nichts herum zu kritteln.

Seit geraumer Zeit scheint es jedoch, als hätte die Idee des Baukastens wieder verstärkt Einzug in die Sprache gehalten. In Anlehnung an die Systemgastronomie könnte man das, was sich daraus entwickelt Systemsprech nennen. Dabei hat uns Hans Magnus Enzensberger mit seinem Poesieautomaten bereits vorgemacht, welch grandiose Wortschöpfungen aus dem zufälligen Zusammenstellen von Satzgliedern entstehen können. Die Maschine ist seit 2006 im Literaturmuseum in Marbach am Neckar zu bestaunen. Aus einem Fundus von sechs austauschbaren Einzelgliedern in sechs Textzeilen und jeweils zehn verschiedenen Elementen lassen sich nach einem Zufallsprinzip 10 hoch 36 Texte im Ergebnis erzeugen. Sie werden von einer Fallblattanzeigentafel, wie sie an Flughäfen in den 90er Jahren im Einsatz waren, angezeigt. Es ist eine beeindruckende textliche Vielfalt, die ihren subversiven Charme durch das Fehlen von Prädikaten erhält.

Nicht ganz so kreativ hingegen hören sich Systemsätze an, die vielen von uns im beruflichen Alltag begegnen. Da ist beispielsweise zu hören, dass man Dreiräder im Stadtraum implementieren könne, Themen gut ins Laufen zu bringen seien, gewisse Entwicklungen jedoch erst angestoßen werden könnten, wenn

andere Themen im Wirtschaftsplan verortet seien. Gerne, sehr gerne oder gar sehr sehr gerne ist eine Floskel, die häufig im Restaurant anzutreffen ist – vielleicht einem Ableger der Systemgastronomie? Sehr en vogue ist derzeit auch der Begriff generieren. Er hat etwas Automatisches, Autarkes, Unabhängiges und begeistert. Ein Projekt generiert sich aus einer Idee heraus – ganz von allein. Und interessant wird es auch, wenn wir plötzlich in einem Gespräch einen Gedanken in Form einer Antwort von unserem Gegenüber zurückgespiegelt bekommen. Das kann uns auf die Idee bringen, die gewonnenen Erkenntnisse ganz niedrigschwellig einzuspielen, über die Stadtentwicklung zum Beispiel. Grundsätzlich erhalten wir bei allem was wir tun Feedback und Input über den wir uns derart freuen, dass wir ihn ganz selbstlos unseren ahnungslosen Nächsten zukommen lassen. Oder nehmen wir abschließend das Prinzip des Co-kreativen Ansatzes, das so klingt als entspringe es einer Predigt aus der Coaching Szene. Wir erfahren, wie Mehrwert entsteht. Ganz von selbst ...
Wer Lust auf mehr hat, dem sei ein Spiel empfohlen, das auch ohne die Raffinesse eines Enzensbergerschen Poesieautomaten große Unterhaltung verspricht. Es lässt sich allein, zu zweit oder mehreren praktizieren. Dazu braucht es lediglich ein Blatt Papier und einen Stift, mit dem wahlweise zwei oder drei senkrechte und horizontale Striche parallel zueinander gezogen werden. Das entstandene Netz aus neun oder sechzehn Feldern füllt man mit Begriffen, die einem in Besprechungen oder Videokonferenzen wiederholt begegnen. Wer als erster drei oder vier der gleichen Begriffe in einer Reihe horizontal, vertikal oder senkrecht hat, ruft aus voller Kehle Bullshit! und hat damit die Runde gewonnen. Herrlich befreiend, dieses Bullshit Bingo.

SIEBEN FRAGEN AN

INGRID KRAU

Die Redaktion der BDA Informationen gratuliert Ihnen ganz herzlich zum 80. Geburtstag.

1. Haben Sie einen besonderen Wunsch für die Zukunft? Wenn ja, welchen?

Ja, ich möchte am globalen Ausstieg aus dem fossilen Zeitalter ohne Atomstrom festhalten und die Perspektive der UN-Klimakonferenz COP 26 unterstützen, dies über bilaterale Bündnisse zwischen reichen und armen Ländern zu gestalten, eine riesige Herausforderung, die vor uns steht.

Der Wunsch hat eine durchaus persönliche Dimension: Mein Vater war der Erste in der Familie, der studieren durfte, dem fossilen Zeitalter gemäß Bergbau mit den Schwerpunkten Braunkohle, Steinkohle, Erdöl. Ich wuchs so im Ruhrgebiet auf inmitten einer feuerspeienden Welt unvergesslicher technischer Artefakte. So entschied ich mich für das Architekturstudium. Anfang der 1970er Jahre kehrte ich dorthin zurück und wurde Mitglied des interdisziplinären Planungstabs der Stadt Duisburg, der nach dem Vorbild der Stadt München unter OB Hans-Jochen Vogel gerade eingerichtet worden war und gemäß der Regierungserklärung des Kanzlers Willy Brandt, Umweltfragen voranstellte, nicht zuletzt um den ‚Blauen Himmel über der Ruhr' zu verwirklichen.

Als Architektin und Stadtplanerin suchte ich nach Wegen der Stadtentwicklung, um den auch regierungsamtlich als ‚Ewigkeitslasten' diagnostizierten Folgen der industriellen Ausbeutung der Umwelt Lebensraum abzugewinnen. Wir waren dabei mit den Beziehungen zwischen Erde, Luft und Wasser konfrontiert. Das bedeutete, industrienahe Wohngebiete gegenüber den Zugriffen der Schwerindustrie in allen drei Dimensionen zu verteidigen. Seither beschäftigt mich dieser übergreifende Zusammenhang, der heute unter dem Begriff Resilienz gesehen wird - das endlich auch von uns Architekten. Nicht von ungefähr steht dieser in meinem jüngsten Buch Corona und die Städte im Mittelpunkt.

2. Sie wurden 1994 in Bochum in den BDA aufgenommen und wechselten 1998 in den BDA Bayern. Was bedeutete der BDA seinerzeit und was bedeutet der BDA heute für Sie?

Ich führte seit 1985 ein Stadtplanungsbüro in Bochum, in dem ich meinen Interessen folgend Umnutzungsvorstellungen für die

brachgefallenen Industrieanlagen besonders des Bergbaus entwickelte. Da war das noch Pionierarbeit. Zusammen mit einer Kollegin aus dem Stadtplanungsamt hatte ich schon 1975 der Stadt Duisburg vorgeschlagen, die Getreidespeicher am Innenhafen zu Museen umzunutzen; man hielt uns für zwei völlig durchgeknallte Frauen (heute ist Küppers Mühle, umgestaltet von Herzog und de Meuron ein internationales Highlight). Konfrontiert mit dem ersatzlosen Abriss industrienaher Wohngebiete, quittierte ich den Dienst im Planungsstab und forschte fortan in der Stahlindustrie, unterstützt von DGB, IGM, Thyssen und Krupp, beauftragt angemessene Wohnungen für Schichtarbeiter zu entwickeln. Nach der Beauftragung mit Umnutzungskonzepten brachgefallener Industrieanlagen des Bergbaus berief mich 1988 Karl Ganser, da noch Min.Dirigent im NRW-Städtebauministerium, in den wiederum interdisziplinären Stab zur Vorbereitung der Internationalen Bauausstellung IBA Emscherpark. Das führte dann auch zur Berufung in den BDA.

In diesen Jahren habe ich auch einiges gebaut; in Bochum ein Wohn- und Geschäftshaus mit Ateliers im Hof und in Wuppertal Erweiterung und Umbau des Historischen Zentrums hinter dem Engelshaus zum Museum für Frühindustrialisierung.

3. Sie haben zuvor in namhaften Büros bei Werner Düttmann und Candilis/Josic/Woods in Berlin gearbeitet. Was haben Sie für Ihre spätere berufliche Laufbahn dort gelernt?

Es war die Zeit, in der alle namhaften Architekten in Berlin Aufträge für Großwohnanlagen im Märkischen Viertel bearbeiteten. Am Stapeln der immer gleichen Etagen verdienten die Büros gut. Als Teil der Generation von 1968 sah ich das zwiespältig. Shadrach Woods verstand mich und setzte mich um in die Arbeitsgruppe, die mit der Planung für die FU Berlin beschäftigt war. Die quasi ebenerdige ‚Teppichstruktur' mit vielen gleichberechtigten Zugängen wurde von Shadrach Woods als Lösungsansatz gesehen, für die Demokratie zu bauen. Das begeisterte uns. Im Weiteren lernte ich hier das harte Brot des Detaillierens.

4. Hat Sie ein Gebäude, eine Planung oder auch ein/e Architekt*in in letzter Zeit besonders beeindruckt?

Voran die Münchner Isarphilharmonie als Beitrag zum Bauen in einem neu interpretierten gewerblichen Umfeld und als Einstieg in die Rückbaubarkeit und Wiederverwertbarkeit der Bauteile. Nach außen hin ist der Bau eine simple Kiste, nach innen ein grandioser Konzertsaal, der Emotionen weckt. In der öffentlichen Wahrnehmung profitiert sein Äußeres vom historisierenden Image der Trafohalle nebenan; das ist noch Zeitgeist, aber die Zukunft der Wiederverwertung der Bauteile wird auch das ästhetische Erscheinungsbild verändern. Vielleicht wird es auch zum Schritt, die Wiederverwertung künftig in Verwertungsketten zu konzipieren.

5. Sie haben sich intensiv mit gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Veränderungen der Stadtentwicklung wie Dichte, Mobilität, Kommunikation, Energieeffizienz und jüngst mit der Pandemie auseinandergesetzt. Wie sehr wird Corona unsere Städte verändern?

Ich bin überzeugt, dass wir dem neuen Virus die Erkenntnis verdanken, auch das Nichtbauen als wichtige Weichenstellung für die Arbeit von Planer*innen und Architekt*innen zu erkennen. Ich bin sehr froh, dass der BDA dies zum Thema gemacht hat.

6. Sie haben an der TH Braunschweig und an der TU Berlin Architektur studiert und wurden an der FU Berlin im Bereich der Sozialwissenschaften zum Dr. rer. pol. promoviert. Von 1994–2007 hatten Sie an der Fakultät für Architektur den Lehrstuhl für Stadtraum und Stadtentwicklung inne und waren zugleich die erste Ordinaria der Technischen Universität München.
Wie war das mit lauter männlichen Kollegen?
Wie würden Sie den Wandel der Frauen im Architektenberuf beschreiben und was würden Sie Architekturstudentinnen heute mit auf den Weg geben?

Als Erste in einer kommenden Reihe erlebt man da einiges, trotz positiver Zuwendung, gerade auch von männlicher Seite. Als praktizierende wie auch forschende Architektin war ich ja schon vorab zur TU München abgehärtet. Studentinnen möchte ich empfehlen, unbeirrt im eigenen Wollen zu bleiben und nicht alles an sich heran kommen zu lassen. Ignorieren ist eine gute Praxis.

7. Gibt es eine Erwartung, die Sie in Ihrem beruflichen Leben schon aufgeben mussten und welche würden Sie niemals aufgeben?

Meine Planungen zum Erhalt der Zeche Zollverein 12 als anschaulichem Lernort, der so herausragend das Wesen der modernen Technologien im Übergang zur Automation mit dem Verschwinden körperlicher Arbeit zeigt, konnte ich nicht verwirklichen. Die hochkomplexe Maschinerie insbesondere der Kohlenwäsche, die die funktionale Modernität hinter der sachlichen Moderne der Architektur so sinnfällig machte, wurde entfernt. Die Anlage zeigt sich nun sinnlos. Ich sehe es als einen historischen Verlust für die nachrückenden Generationen, die die Welt des Bergbaus und seines Beitrags zur industriellen Automation nicht mehr erfahren können.

Das aufeinander Bezogensein von Technologie und Gesellschaft bleibt mein großes Thema. Die Philosophen Ernst Bloch, Jürgen Habermas und Hans Blumenberg, die die Entwicklung der industriellen Moderne vor Augen hatten, nahmen sie in ihrer gesellschaftlichen und historischen Bedeutung in den Blick; ich lese ihre Werke erneut.

BDA PREIS BAYERN 2022
PREISE UND AUSZEICHNUNGEN

Am 25. Februar 2022 wurde der BDA Preis Bayern zum 25. Mal verliehen.
Im Rahmen eines Festakts in der Alten Kongresshalle in München wurden je ein Preis und bis zu zwei Auszeichnungen in den einzelnen Kategorien sowie beim Studienpreis vergeben. Zusätzlich vergab die Jury den „Preis der Jury“. Alle Preisträger sind für den BDA-Architekturpreis Nike 2022 nominiert, für den ebenfalls die bayerische Nominierung zur Klassik Nike bekanntgegeben wurde.

PREIS DER JURY

San Riemo
ARGE SUMMACUMFEMMER BÜRO
JULIANE GREB
KOOPERATIVE GROSSSTADT eG

PREISE IN DEN KATEGORIEN

Besondere Bauten

Forschungshäuser Bad Aibling
Florian Nagler Architekten GmbH
B&O Gruppe

Bauen im Bestand / Denkmal

Haus, Stall, Scheune: Neue Bücherei
Gundelsheim
Schlicht Lamprecht Architekten
Gemeinde Gundelsheim

Bauen für die Gemeinschaft

Haus für Kinder Kirchheim
bei München
SPREEN ARCHITEKTEN Partnerschaft mbB
Gemeinde Kirchheim-Heimstetten

Gewerbe- und Verwaltungsbau

Flussmeisterstelle, Deggendorf
Bogevischs buero architekten & stadtplaner GmbH
Freistaat Bayern vertreten durch das Staatliche
Bauamt Landshut

Wohnungsbau

Alles unter einem Dach
Arc Architekten Partnerschaft mbB
Baugemeinschaft Pallaufhof Münsing GbR

STUDIENPREIS

Ideal: Zur ethischen Kritik der Architektur
Moritz Hahn
Hochschule Würzburg-Schweinfurt,
Prof. Wolfgang Fischer, Prof. Albert Dischinger

AUSZEICHNUNGEN IN DEN KATEGORIEN

Besondere Bauten

Haselnuss Hof Stiegler
Dürschinger Architekten + Partner mbB
Franken Genuss GmbH & Co. KG

Werksviertel Mitte
steidle architekten, Hild und K, MVRDV,
N-V-O Nuyken von Oefele Architekten
OTEC GmbH & Co. KG

Bauen im Bestand / Denkmal

Zusammenspiel. Transformation eines
ehemaligen Klosters
Brückner & Brückner Architekten GmbH
Bayerische Musikakademie Hammelburg e.V.

Kita Karoline Goldhofer
heilergeiger architekten und
stadtplaner BDA Dr. Jörg Heiler
und Peter Geiger PartmbB
Alois Goldhofer Stiftung

Bauen für die Gemeinschaft

Bildungscampus Freiham
schürmann dettinger architekten,
Campusmitte in Zusammenarbeit mit Auer Weber
Landeshauptstadt München

Einfach Wohnen in Puchheim
Florian Nagler Architekten GmbH
Städtische Wohnraumentwicklungs-
gesellschaft Puchheim
Immobilien GmbH & Co. KG

Gewerbe- und Verwaltungsbau

Erweiterung Landratsamt Neustadt
an der Waldnaab
Bruno Fioretti Marquez
Landkreis Neustadt a.d. Waldnaab

Wohnungsbau

Gut Aufgestellt! Modellvorhaben
des Bayerischen Bauministeriums.
Im Rahmen des Experimentellen
Wohnungsbaus.
StudioVlayStreeruwitz ZT GmbH
NUWOG Wohnungsgesellschaft der Stadt
Neu-Ulm GmbH

San Riemo
ARGE SUMMACUMFEMMER BÜRO
JULIANE GREB
KOOPERATIVE GROSSSTADT eG

STUDIENPREIS

Make a change – angehängt
und draufgebaut, Stuttgart
Annabella Ranft
Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Augsburg, Prof. Marcus Rommel

HETEROTOPIA – Umnutzung
Heizwerk-Areal, Theresienstraße München
Victoria Reiter
Hochschule München, Prof. Dr. Silke Langenberg

NOMINIERUNG «KLASSIK NIKE» 2022

Wohnbebauung Genter Straße 13
Otto Steidle mit Doris und Ralph Thut
Otto Steidle und Christa Kropf-Steidle

DOKUMENTATION BDA PREIS BAYERN 2022

Zum BDA Preis Bayern 2022 erscheint eine gleichnamige Dokumentation. Das Buch zum Preis ermöglicht einen Überblick zum aktuellen Stand des architektonischen Schaffens in Bayern. Es dokumentiert darüber hinaus eine spannende Auseinandersetzung der Jury mit den Werken zeitgenössischer Architektur.

Publikation: BDA Preis Bayern 2022
Herausgeber: Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA Bayern
Verlag: Büro Wilhelm Verlag, Amberg
ISBN 978-3-948137-55-7
Preis: 36,00 € inkl. MwSt.

FÖRDERMITGLIEDER FÖRDERBEITRÄGE 2021

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Eberhard Steinert
Steinert Architekten GmbH

—

Eckhard Kunzendorf
E. Kunzendorf Architekt

Rainer Post
doranth post architekten GmbH

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

—

Laurent Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Robert Hösle
Behnisch Architekten

Florian Nagler
Florian Nagler Architekten

Hieronimus Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

—

Moritz Auer
Auer Weber Assoziierte GmbH

Philip Auer
Auer Weber Assoziierte GmbH

Stefan Niese
Auer Weber Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer Weber Assoziierte GmbH

—

Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten

Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten

Rainer Hofmann
bogevischs buero GmbH

Hans-Peter Ritzer
bogevischs buero GmbH

—

Peter Ackermann
Ackermann Architekten

Rita Ahlers
Hilmer Sattler Architekten

Manfred Blasch
Blasch Architekten

Peter Bohn
Peter Bohn + Assoziierte Gesellschaft von Architekten mbH

Michael Feil
Michael Feil Architekten

Georg Hagen
Hagen GmbH

Volker Heid
Heid + Heid Architekten BDA Part mbB

Illig Wolfgang
Illig Bauer + Assoziierte Planungsteam für Hochbau+Städtebau GmbH

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass cura®

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

Frank Lattke
Lattke Architekten

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Johannes Müller
H2M-Architekten + Stadtplaner GmbH

Michael Ziller
zillerplus Architekten und Stadtplaner

—

Martin Hirner
Hirner und Riehl Architekten und Stadtplaner Partg mbb

Peter Lanz
Architekt BDA

—

Thomas Eckert
Dömges Architekten AG

Robert Fischer
Dömges Architekten AG

Eric Frisch
Dömges Architekten AG

—

Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Matthias Hetterich
Hetterich Architekten BDA

THEODOR HUGUES ZUM 85. GEBURTSTAG

Eberhard Schunck

Theodor Hugues hat seinen 85. im kleinen Familienkreis und mit wenigen engen Freunden feiern können.

Er wurde am 16. Januar 1937 in Würzburg geboren. Beide Eltern waren Musiker, die ihr Leben zeitweise nach Augsburg geführt hat. Dort wuchs Theodor Hugues mit seiner Mutter im Schatten der Ulrichskirche auf. Seine Mutter ermöglichte ihm den Besuch der örtlichen Oberrealschule und eine kindgerechte Jugend.

Die Wahl zwischen Architektur und Bauingenieurwesen war nicht selbstverständlich. Aber schon mit dem Studienbeginn erwies sich die Entscheidung zur Architektur als richtig. Seine Entwürfe zeichneten ihn als begabten und kreativen Studenten aus. Nach kürzest möglicher Studienzeit schloss er sein Studium als bester Absolvent der Nachkriegszeit im Frühjahr 1961 ab. Während des Studiums arbeitete er im Büro von Prof. Johannes Ludwig, wo er Heide Field kennenlernte, die er 1960 in Augsburg heiratete. Die Kinder Anne, Barbara und Christine wurden zwischen 1960 und 1962 geboren. Seine familiären Bindungen führten ihn zeitweise in die Schweiz und ins Atelier CJP, Cramer Jaray Paillard, wo er einen Teil seines Praktikums absolvierte.

Von dort holte ihn Johannes Ludwig als wissenschaftlichen Assistenten nach München zurück. Wie es seinerzeit üblich war, arbeitete Hugues auch im Büro von Johannes Ludwig. Dieser ließ ihm weitgehend freie Hand, so dass seine Mitarbeit in dessen Oeuvre gut abgelesen werden kann. Seine Begabung und Talent wurden 1970 mit dem Förderpreis des Bayerischen Staates für junge Künstler und Schriftsteller gewürdigt.

Nach der Beendigung seiner Assistentenzeit im Jahr 1971 machte sich Theodor Hugues mit seiner Frau Heide selbständig. 1973 promovierte er bei Prof. Fred Angerer mit dem Thema Die altengerechte Wohnung.

Schon bald gelangen ihm bemerkenswerte Bauten. So das Gemeindezentrum in München Moosach, das sich ungeachtet seiner vergleichsweise geringen Baumasse, als Nachbar neben dem Olympiaeinkaufszentrum selbstbewusst behauptet. Eine seiner schönsten Bauten konnte er mit dem Rudolf-Alexander-Schröder-Haus in Bergen am Chiemsee verwirklichen, das auch international Aufmerksamkeit fand. Der kleine Bau verbindet wohltuend Bescheidenheit, Wohnlichkeit und sakrale Würde. Er wurde 1975 mit dem BDA Preis Bayern ausgezeichnet. Der Kindergarten an der Dankeskirche von Gustav Gsaenger fügt sich ganz selbstverständlich an die große Baumasse der Kirche und belässt ihr ihre Dominanz.

Seit 1978 arbeitete Hugues mit Michael Gaenssler zusammen (bis 1983). Die Zusammenarbeit gestaltet sich so reibungslos, dass es schwer fällt, die Anteile der Partner aus ihren gemeinsamen Projekten heraus zu lesen.

1979 wird Theodor Hugues mit 42 Jahren als Nachfolger von Franz Hart an den Lehrstuhl für Hochbaukonstruktion und Baustoffkunde der TU München berufen. Seine Lehre und sein unermüdlicher Einsatz wurden dem Anspruch an diesen traditionsreichen Lehrstuhl mehr als gerecht. Darüber geben auch seine zahlreichen Veröffentlichungen zu den Themen Baukonstruktion und Materiallehre ausreichend Aufschluss. Die Intensität, die er in diesem Bereich entwickelte, wurde schließlich 1998 mit der Karl Max von Bauernfeind-Medaille ausgezeichnet.

Die Projekte, die er seit 1980 wieder mit Heide Hugues zusammen erarbeitete, sind über ganz Bayern verstreut. Sie weisen einen weiten Bogen architektonischer Ausdrucksweisen auf, ohne dass die persönliche Handschrift verloren gegangen ist. Herausgehoben sei das Jugendhaus in Michelried, das mit dem Deutschen Holzbaupreis 1986 prämiert wurde. Die Auszeichnung mit der Heinrich Tessenow-Medaille, die ihm 1991 zuerkannt wurde, fand einen Preisträger, dessen Oeuvre und Haltung in bemerkenswerter Weise dem ihres Namenspatrons entsprach. Seine längst fällige Anerkennung durch die TU München brachte den Auftrag für die Institutsbauten für Medizintechnik in Garching. Er löste diese Aufgabe ihrer Eigenart entsprechend mit einer vom sozialen Bereich abweichenden, etwas strengeren Haltung, die er mit der ihm eigenen Sorgfalt durcharbeitete.

Über die Tagesarbeit in Büro und Lehre hinaus, fand er immer wieder Zeit, sich für seinen Berufsstand zu engagieren. Von 1987 bis weit über seine Pensionierung war er in der Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer sowie in Ausschüssen, im Vorstand und im Schlichtungsausschuss tätig. Seine Beliebtheit brachte ihm zeitweise die höchste Stimmenanzahl aller Kandidaten ein. 2009 wurde er mit dem Bayerischen Architekturpreis gewürdigt.

Seinem Alter entsprechend, lebt Theodor Hugues inzwischen zurückgezogen in seiner häuslichen Umgebung. Er war und ist immer bescheiden geblieben. Sein sozialer Einsatz äußert sich in vielen Bereichen. Der Umgang mit seinen Mitmenschen, mit den Studentinnen und Studenten, mit seinen Kollegen und Freunden war von nie versiegender Freundlichkeit und Geduld geprägt. Er ist konsequent in seiner architektonischen Arbeit und treu zu seinen Freunden.

Wir wünschen ihm noch viele lebenswerte Jahre, in denen er wahrnehmen kann, wie wohltuend er auf seine Umgebung einwirkt.

UWE KIESSLER ZUM 85. GEBURTSTAG

Dietrich Fink

Die Verleihung der Ehrendoktorwürde vor nunmehr dreißig Jahren an Margarete Schütte-Lihotzky ist eine der ersten Initiativen Uwe Kiesslers am neu berufenen Lehrstuhl für Integriertes Bauen an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität München. Außergewöhnlich ist dabei nicht nur das Novum der ersten Ehrung einer Architektin mit dieser Auszeichnung, sondern auch das Bekenntnis der Fakultät zu einer Architekturauffassung, die Kiessler selbst als „Integriertes Bauen“ beschreibt: „Erst wenn es gelingt, unser Leben mit Hilfe der richtigen Technik in die Kreisläufe der Natur zu integrieren, wenn das Bauen diesen Stand erreicht hat, sind wir auf der Höhe unserer Zeit.“ Damit formuliert Uwe Kiessler den Anspruch an sein Wirken als Architekt und als Lehrer.

Sein Anliegen ist weniger ein persönlicher Stil, als vielmehr die Entwicklung einer Haltung, die er als Zoon politikon vertritt. Er ist einer, der sich öffentlich bekennt und für seine Überzeugung eintritt, wenn Bauten ebendieser Haltung zu verschwinden drohen. Uwe Kiessler engagiert sich gegen die Pläne des Freistaats Bayern, mit dem Landesversorgungsamt Bayern in München, 1957 nach Plänen der Architekten Hans und Wassili Luckhardt erbaut, eines der wenigen bedeutenden Bauten der Nachkriegszeit, zu zerstören. Seinem umsichtigen und gleichwohl unnachgiebigen Agieren gegen die Umbaupläne des Münchner Olympiastadions, als Mitinitiator des „Bürgerbegehrens Olympiastadion“ im Jahr 2001, verdanken wir den Erhalt des Stadions in seiner Ursprungsidee. Auch wenn nicht jede Initiative zum Erfolg führt, etwa sein Engagement gegen das Verschwinden des Schwarzen Hauses der Süddeutschen Zeitung der Kollegen Detlef Schreiber, Herbert Groethuysen und Gernot Sachsse aus der Münchner Altstadt, so verdanken wir seinem Eintreten heute eine deutlich höhere Sensibilisierung der Stadtgesellschaft dafür, wie kulturell bedeutsam der Erhalt von Bauten der Nachkriegsmoderne und wie sinnhaft und geboten eine Weiternutzung eben dieser Bauten ist. Heute wissen wir, wie weit er damit seiner Zeit voraus ist.

In seiner Lehre des „Integrierten Bauens“, vermittelt er Bauen als einen ganzheitlichen Eingriff in komplexe Gefüge. Beispiele aus anonymen Architekturen, ebenso wie aus den Feldern der Bildenden Kunst gelten gleichermaßen der Veranschaulichung des empfindlichen Gleichgewichts zwischen formalen, funktionalen und gesellschaftspolitischen Aspekten des vom stadt-räumlichen Dialog bis in seine materiellen Elemente gedachten architektonischen Entwurfs. Den Ergebnissen seiner Entwurfsstudios gelingt es oft, aktuelle Themen in die Stadtgesellschaft zu tragen und diese damit für Verbesserungen zu sensibilisieren.

Sein Ringen um eine Haltung, statt das Suchen nach einer persönlichen Form, inspiriert un-

vergessene Exkursionen seines Lehrstuhls. So führt er in einer der ersten seine Studenten mit zwei Segelschiffen auf die Kykladen. Sie war nicht nur Teil einer Reihe von Reisen, an die sich Generationen von Studentinnen und Studenten berührt erinnern, sondern sie führt sein Anliegen vor: Bedeutsamer als die pure Inaugenscheinnahme von gebauten Vorbildern ist der persönliche Diskurs, das gemeinsame Forschen in der Abwägung des Arguments, die Suche nach einer tragfähigen Haltung.

Der junge Krefelder Uwe Kiessler entscheidet sich für ein Studium der Architektur an der damaligen Technischen Hochschule München. Welch ein Glück für die Stadt. Bereits ein Jahr nach seinem Studienabschluss im Jahr 1962 gründet er zusammen mit Manes Schultz Kiessler+Partner Architekten. Sein Lehrer Gustav Hassenpflug empfiehlt ihn 1967 als Stipendiat für die Villa Massimo. Dort vertieft er sich in die Idee einer Raumstadt über den kilometerlangen Gleisanlagen westlich des Münchner Hauptbahnhofes. Bald nach dem römischen Jahr stellt sich ein erster großer Wettbewerbserfolg ein: der Neubau der Bayerischen Staatskanzlei im Finanzgarten, unmittelbar neben dem Prinz-Carl-Palais. Nach Jahren der Planung wird das Projekt 1975 nur kurz vor dem Baubeginn eingestellt.

Das Projekt verleiht der Haltung Uwe Kiesslers eine weite Sichtbarkeit. Er wird zum Wettbewerb des neuen Verwaltungssitzes der Bayerischen Rückversicherung am Rand des Englischen Gartens am Tucherpark eingeladen. Seine Idee der Gruppierung dreier zylindrischer Gebäude um einen gemeinsamen Kern und einem freistehenden zylindrischen Kasinogebäude setzt sich im Wettbewerb durch. In der anschließenden Realisierung führt er vor, welch zeitlose Eleganz und welchen Zukunftsoptimismus Arbeitswelten ausstrahlen können. Gut zehn Jahre später gelingt ihm selbst der heikle gestalterische Akt der Erweiterung seiner unterdessen vielfach ausgezeichneten Artefakte.

Es folgen Bauten, die zwischenzeitlich tief im kollektiven Gedächtnis eingeschrieben sind: das wie ein urbanes Stadtviertel gegliederte Gruner+Jahr Pressehaus in Hamburg, zusammen mit Otto Steidle; die Konversion eines mehr als einhundert Meter langen, der U-Bahntrasse folgend leicht gekrümmten unterirdischen Leerraumes mit minimalen Interventionen in den Kunstbau des Münchner Lenbachhauses; die Unmittelbarkeit des Zusammenwirkens von Landschaft und Bauwerk im Wissenschaftspark Gelsenkirchen, mit dem Deutschen Architekturpreis ausgezeichnet; die Erneuerung und Erweiterung eines ehemaligen Schulhauses in das Münchner Literaturhaus, daneben – fast in beiläufiger Leichtigkeit – als Geschenk an die Stadt ein neuer urbaner Salvatorplatz; der Einbau der lichten Eingangshalle zwischen ehemaligem Wohnhaus und Atelier der Villa Stuck in München; die kissenförmige Glaskuppel, die dem Umbau des ehemaligen Ständehauses zur Kunstsammlung Nordrhein- Westfalen in Düsseldorf

das Gesicht gibt und zugleich einen großzügigen Skulpturengarten auf der obersten Etage bereit hält; die in zehn Einzelkörpern gegliederte, bandartige Bürostadt des Telekom Centers in München, die moderne Arbeitswelten für dreitausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bietet und dabei das Maß der Umgebung im Blick behält.

Uwe Kiesslers Bauten stellen einem allzu simplen Determinismus, wie er etwa vorschnell aus dem Versprechen neuer Bautechnologien, der Enge programmatischer Vorgaben oder formalästhetischer Vorprägungen abgeleitet wird eine Auseinandersetzung entgegen, die dem Bauen in seiner ganzen Komplexität und historischen Tiefe nachgeht. Sie sind geprägt von der intensiven Auseinandersetzung mit dem Ort und vom rücksichtslosen Hinterfragen der Aufgabe. Dennoch oder gerade deshalb erscheinen seine Bauten in zeitloser Präzision. Sie treten ohne den Anspruch auf eine künstlerische Aura auf, sind aber von einer eigenen und überraschenden Schönheit. In ihnen wird die Haltung seines architektonischen Schaffens und damit verbunden seine Ausstrahlung und Verführungskraft fassbar und verständlich.

Uwe Kiessler feierte am 17. Februar 2022 seinen 85. Geburtstag. Wir gratulieren ihm aufs Herzlichste.

ZUM TOD VON NORBERT KOCH

Wolfgang Jean Stock

So werden ihn sicherlich viele in Erinnerung behalten: als einen lebensfrohen Mann, der Optimismus und Tatkraft ausstrahlte, als einen Architekten, der nicht seinem ‚Ego' huldigte, sondern die Bedürfnisse der Bauherren wie auch der künftigen Nutzer in den Mittelpunkt seiner Entwürfe stellte. Als ich ihn zum ersten Mal in seinem Münchner Büro an der Ismaninger Straße besuchte, zur Vorbereitung der 30-Jahr-Feier von Koch + Partner, da erlebte ich einen Menschen, der andere für Projekte begeistern konnte, weil er selbst zur Begeisterung fähig war. Norbert Koch, der am 28. November 2021 aufgrund eines häuslichen Unfalls im Alter von 82 Jahren gestorben ist, hatte in seinem Leben manches Glück. Das begann mit seiner Herkunft aus einem musischen Elternhaus. Sein Vater Hans Koch, der spätere Leiter der Obersten Baubehörde, war Architekt, seine Mutter Margarete eine Malerin. Doch zum Glück mussten sich Begabung und Fleiß gesellen. Nach seinem Architekturstudium an der TU München bei Fred Angerer und Gerd Albers legte Norbert

Koch sein zweites Staatsexamen zum Regierungsbaumeister mit der Vertiefung Städtebau ab und baute dann das Institut für Städtebau, Landesplanung und Raumordnung an der TU München auf. Als seinen eigentlichen „Lehrer“ auf dem Gebiet der Architektur betrachtete er zeitlebens Kurt Ackermann.

Es ist nur tragisch zu nennen, dass Norbert Koch, der schon seit 1970 an den Planungen für den neuen Münchner Flughafen beteiligt war, 2016 ausgerechnet von seinen Bauherren Flughafen GmbH und Lufthansa in die vorläufige Insolvenz seines Büros getrieben wurde. 2003 hatte er, nach nur fünfjähriger Bauzeit, das bis heute international gelobte Terminal 2 des Flughafens an seine Bauherren übergeben, 2016 dann – ebenso pünktlich, perfekt und im Kostenrahmen – das Satellitengebäude. Doch kaum waren die Feierlichkeiten vorbei, zeigten die Bauherren ein hässliches Gesicht: Anstatt ausstehende Honorarleistungen in Millionenhöhe zu bezahlen, forderten sie wegen angeblicher Planungsmängel von den Architekten die astronomisch hohe Regressleistung von 16,4 Millionen Euro. Juristisch ist diese Auseinandersetzung bis heute nicht entschieden – dass aber das Büro Koch + Partner noch heute besteht, hat es dem kollegialen Beitritt der Obermeyer Gruppe zu verdanken.

Ebenso tragisch ist, dass dieser unglaubliche Skandal in den Schatten stellt, was Norbert Koch zusammen mit seinen Partnern in fünfzigjähriger Tätigkeit als Architekt und Stadtplaner geleistet hat. Darunter sind zahlreiche Wettbewerbserfolge – schon der erste, für den Neubau der Bundesanstalt für Fleischforschung in Kulmbach, veranlasste Koch 1970 denn auch zur Gründung seines Büros. Zehn Jahre später folgte, ebenfalls mit einem 1. Preis im Wettbewerb, die nächste große Aufgabe: das Verwaltungsgebäude von BMW in Dingolfing, entworfen gemeinsam mit Gabor Benedek, der öfters zum Projektpartner wurde. Dieser Bau mit mehrschichtigen, sorgfältig detaillierten Fassaden und großzügigen Innenräumen wurde 1981 sogleich mit einem BDA Preis Bayern ausgezeichnet. Wiederum ein Jahrzehnt später konnte der Neubau des Arbeitsamts in Augsburg vollendet werden. Dieses kompakte und hell verputzte Gebäude war das Pilotprojekt für die Überbauung der angrenzenden Flächen – markant ist die doppelt geschwungene Ostfassade, die einen Wasserlauf begleitet. Nach der politischen Wende haben sich Koch + Partner auch in den neuen Bundesländern mehrfach engagiert. Ein herausragendes Beispiel ist der 1999 abgeschlossene Neubau der Chemischen Institute in Leipzig. Gleichfalls ein Wettbewerbserfolg, hat die kammartig gegliederte Anlage zusammen mit dem sanierten Studentenheim aus DDR-Zeiten eine Stadtreparatur eingeleitet.

Der überraschende Tod von Norbert Koch ist ein trauriger Anlass, eine Architektur zu würdigen, die meist keine Schlagzeilen in Magazinen oder großen Zeitungen auslöst. Eine unaufgeregte Modernität wie jene von Koch + Partner hat aber dafür gesorgt, dass unsere Städte lebens- und menschengerechter wurden – im Gegensatz zu den Produkten

angeblicher Star-Architekten, die nicht selten Gebäude ohne Gebrauchswert sind. Wie auch Winking Froh Architekten in Hamburg oder Gerber Architekten in Dortmund (um nur zwei außerbayerische Büros zu nennen) hat sich Norbert Koch mit seinen Teams um scheinbar altmodische Dinge gekümmert: um eine vernünftige Erschließung, um die Qualität von Arbeitsplätzen, um optimierte Fassaden, um konstruktive Verbesserungen, die wirtschaftlich vertretbar sind. Auch Norbert Koch hat Architektur nicht als modisches Zeitprodukt verstanden, sondern als eine Verpflichtung zum Dauerhaften. Bei den innerstädtischen Projekten spürt man stets den Respekt vor der urbanen Umgebung: Es war eine Architektur für die Stadt, ohne spektakulär auftrumpfen zu wollen.

Mein Kollege Olaf Winkler hat vor Jahren im Baumeister‘ einen Satz geschrieben, der das Selbstverständnis von Norbert Koch und seinen Partnern präzis umschreibt: „Es ist das Ziel (und auch die beachtenswerte Fähigkeit) erfolgreicher Büros, nicht das Außerordentliche zu bauen, sondern das in hohem Maße Ordentliche.“ Norbert Koch ging es immer darum, dass seine klar gestalteten und funktional reichen Bauten ein Wohlbefinden auslösen. Weil er diesen selbst gestellten Anspruch an vielen Orten einlösen konnte, hat er sich um die Architektur seiner Zeit verdient gemacht.

STÖRER DER UNORDNUNG VERSUCH ZUM TOD VON FRIEDRICH KURRENT

Otto Kapfinger

Er war noch bei der Feier seines 89. Geburtstags absolut sicher, auch den 100er feiern zu können, und auch den Bau seines Herzensprojektes der letzten Jahre, eine große neue Wiener Synagoge am Platz zwischen Parlament und Palais Epstein an der Ringstraße, als eine „Bringschuld der Stadt“ im Hinblick auf ihre brutale NS-Ära zu erleben.

Nun ist er nach monatelangem Siechtum, Verlust von Sprache und motorischen Fähigkeiten infolge eines Schlaganfalls in der Nacht des 9. Jänner im Wiener AKH „im Schlaf“ gestorben. – Es wurden also „nur“ 90 einmalig intensive Jahre eines außergewöhnlichen Architektenlebens, das eben viel mehr im Blick hatte als den spektakulären Rekord an großartiger, gebauter Kubatur, und das die kulturellen, sozialen, künstlerischen, ökologischen und biographischen Nährfelder für qualitätvolles Planen und Bauen und gutes LEBEN wie kaum ein anderer „mitnahm“, sie extrem offen und empathisch

einbeziehen wollte und in einigen Fällen auch beispielhaft konnte.

Friedrich Kurrent war zeitlebens – und speziell in den letzten Jahrzehnten nach seiner Rückkehr nach Wien als emeritierter, charismatischer Architekturprofessor an der TU München – in der hiesigen Szene ein fast beängstigend verlässlicher, auch sich selbst bzw. mögliche eigene Interessen niemals schonender „Störer der Unordnung". Legendär seine unzähligen Auftritte und kritischen Wortmeldungen in Veranstaltungen und öffentlichen Foren, seine zahlreichen brieflichen und konzeptuellen Eingaben an verschiedenste, vor allem öffentliche Entscheidungsträger*innen, Gremien, Interessenvertretungen – immer gegen den allzu faulen, pragmatischen Kompromiss, immer gegen die grassierende Gedankenlosigkeit, vordergründige Windschlüpfrigkeit der allermeisten baubürokratischen und bloß marktwirtschaftlich „optimierten" Planungsprozesse, Bauvorhaben, Personalentscheidungen, Verfahrenssteuerungen, Medienereignisse.

Er würde es gewiss nicht abweisen, im Gegenteil, wenn man ihn da in die große Tradition von Karl Kraus, Adolf Loos oder Erich Fried einreiht. Wir erinnern uns, dass solche Haltung, die groß- wie kleinmaßstäbliches Planen und Bauen primär als gesellschaftlich verantwortlichen Auftrag zur allgemeinen, langfristigen Lebensqualität sieht und betreibt, ihre Motivation, ihre Wurzeln hatte in der Phase einer damals greifbaren, extrem notwendigen Neuorientierung aller Kultur in den Aufbruchsjahren einer imaginiert kosmopolitischen, humanistisch avancierten Wiener Szene nach 1945 – im Speziellen im Umfeld von Art Club, Wiener Gruppe, Lois Welzenbachers und Clemens Holzmeisters „Schulen" an der Akademie am Schillerplatz usw. – und nochmals spezieller in der mit Johannes Spalt, Wilhelm Holzbauer und Otto Leitner damals formierten „Arbeitsgruppe 4".

Die Wege pionierhafter Leistungen und auch Vergeblichkeiten dieses nach Leitners Ausscheiden „3/4tler" genannten Teams, wurden vor einigen Jahren in einer vorbildlichen, auch international vielbeachteten Ausstellung und Publikation im Architekturzentrum Wien umfassend nachgezeichnet, dokumentiert, gewürdigt – akut vergegenwärtigt. Es war dann aber Kurrent allein, der ab 2001 in vier inhaltsreichen und -schweren Buchbänden, herausgegeben von Gabriele Kaiser und von seiner Verlegerin Mona Müry, dieses ganze Panorama der Bau-, Kunst-, Literatur-, Musik-, Skulptur- und Gesellschaftsentwicklung seit 1945 anhand seiner eigenen und unzähliger engstens mit ihm verknüpften freund-feindlichen Lebenslinien lebhaft und tiefenscharf ausgebreitet hat – durchaus kritisch-nachhaltig und da und dort sogar etwas selbstironisch gewürzt, für unsere Gegenwart und Zukunft vorgelegt und zugänglich gemacht hat. Allein diese vier Bände bieten ein großes, sinnstiftendes Vermächtnis des unentwegt bis zuletzt zeichnenden, entwerfenden, schreibenden, konstruktiv agitierenden, universellen Zeitgenossen.

Kurrents geistige Spannweite war enorm und sein Engagement kannte keine Scheidung in Groß- oder Kleinkünste, Alltägliches oder Exzeptionelles – es reichte von seinem wegweisenden Eintreten für die Rettung des schon dem Kahlschlag der „Assanierung“ geweihten alten Wiener Spittelbergviertels zu Beginn der 1970er Jahre, seinem Aktivismus zur Rettung des Wittgenstein-Hauses und der Otto Wagner-Stationen u.v.a.m. – bis hin zu einem genial-schockierenden Performance-Auftritt im AzW anlässlich der Debatte um die Hochhausprojekte von Wien Mitte – und nicht zuletzt bis hin zu der singulären Verwirklichung des Museums für seine große Lebensgefährtin, die Künstlerin Maria Biljan-Bilger, in Sommerein am Leithagebirge – realisiert und belebt mit einer Gemeinschaft von gleichgesinnten Architekt*innen, Künstler*innen, Kulturinteressierten, Zeitgenoss*innen aus mehreren Lebensaltern.

Diese Arbeit ist – für mich jedenfalls – das aktuellste und wegweisendste, überregional gültige Beispiel der geistigen Botschaft des Fritz Kurrent im Umgang mit der Landschaft, mit den gegebenen Kontexten, ihren scheinbar unscheinbaren Fakten – geschaffen mit einem Minimum an materiellem Aufwand aus einem Optimum an konstruktiver, raumgebender Innovation und Gewitztheit, mit der Zentrierung aller „Arbeit“ um eine primär geistig-seelisch-humane Anwesenheit und hellwach interdependente Reflexion unserer Spezies in Natur und Kosmos.

Es ist wahr, in den letzten Jahren erreichten Fritz Kurrents notorische Einwürfe und Zurechtrückungen in öffentlichen und internen Debatten mitunter eine tragische Dringlichkeit. – Die Gesellschaft insgesamt, aber auch die sogenannte Elite, gerade in Architektur und Städtebau, zeigte sich in einer zunehmend „alternativlosen“ Affirmation und nur mehr ökonomisch-materialistisch getriebenen Stromlinienförmigkeit – und das musste den exemplarisch Unangepassten, den geschichtlich hochgebildeten, hochsensiblen und unvergleichlich lebenserfahrenen Querkopf-Visionär, der Kurrent eben war, soweit reizen, dass manche seiner Volten sich dann auch gegen Marginalien oder gegen die Runde seiner eigenen „Parteigänger“ richtete, wenn nicht verirrte. Aber: wir waren falsch beraten, das als die Macken eines unverbesserlichen Alten und „Besserwissers“ mehr und mehr leicht abzutun und dahinter den immer dringlicheren Impetus zu übersehen, der unser aller mitlaufende Angepasstheit und Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit und Egozentrik erschüttern wollte und musste!

Fritz Kurrent erhielt für sein Lebenswerk 2017 eine der höchsten Auszeichnungen hierzulande – das Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Die Laudatio hielt – auch das symptomatisch – kein Architekt, keine Architektin, keine Direktorin einer einschlägigen Institution, sondern ein wortgewandter kritischer Bruder im Geiste, Erich Klein, Literaturwissenschaftler und Kurrents Kompagnon auf der letzten, weiten Reise nach Nordamerika.
Es war eine grandiose Veranstaltung in einem

angemessenen Ambiente – dem großen Kassensaal der alten Länderbank – für die Expert*innen Otto Wagners famoser Wendepunkt vom Ringstraßenbaumeister zum Pionier der Modernität.

Kurrent wird uns fehlen – je länger es weiter so hingeht, umso mehr, umso schmerzlicher werden wir das spüren.
Adieu!

ABSCHIED IN SOMMEREIN

Mona Müry

„Der sonntägliche Kirchenbesuch riss die Dorfbewohner aus dem Alltag der Arbeitswelt. Wenn bei der Fronleichnamsprozession der große Baldachin von vier Männern aus der Kirche hinaus zu den geschmückten Altären auf die Felder getragen wurde und darunter der Pfarrer mit der Monstranz schritt, begleitet von den Ministranten, dann stellte ich mir vor, dass oben im durchhängenden Tuch der liebe Gott in Form einer goldenen Kugel liegt. Etwas größer geworden, konnte ich es kaum erwarten, hinauf auf den Kirchenchor zu gelangen, um von oben hinunterschauen zu können. Meine Enttäuschung war groß: Keine Kugel lag im Baldachin.“, schreibt Friedrich Kurrent von sich als Volksschüler im Salzburgischen Hintersee in seiner Autobiografie Einige Häuser, Kirchen und Dergleichen.

Die goldene Kugel – etwas Vollendetes in Form und Material – suchte und fand Friedrich Kurrent in der Kunst, vor allem in der Architektur und in der Literatur. Wie sonst ließe sich erklären, dass er vor wenigen Jahren beim samstäglichen Treffen im Wiener Café Raimund auf meine Frage, ob er an ein Leben nach dem Tod glaube, sofort von seinen Bauten und seinen Büchern sprach, von dem, was sein ‚Eintrag‘ in diese Welt hier war. Seine Bauten und Bücher waren ihm die Formel für sein Leben nach dem Tod. Deshalb vielleicht die Prinzipientreue, deshalb vielleicht seine Leidenschaft.

Ich lernte Friedrich Kurrent Mitte der 1990er-Jahre in München kennen. Damals war er gerade noch Professor für Entwerfen und Sakralbau an der dortigen Technischen Universität. Zuvor traf ich

Heinz Tesar, mit dem ich eine Publikation druckreif zu machen hatte. Nach unserer Arbeitssitzung meinte er auffordernd: „Jetzt gehen wir hinüber in die Arcisstraße, auf die Architekturschule. Ich möchte Ihnen meinen Freund Fritz Kurrent vorstellen, der sucht nämlich einen Verlag.

In dem geräumigen Dachgeschoss der Architekturfakultät trafen wir den Professor inmitten einer Runde junger Menschen, obwohl es bereits Abend war. Studenten, Studentinnen und seine Assistentenschar: Volker Heid, Scarlet Munding, Franz Peter, Barbara Schelle, Franz Wimmer. Ich fühlte mich, obgleich spontan hereingeplatzt, freundlich aufgenommen und wurde sogleich zu meiner Person ausgefragt. Salzburg, woher ich kam, hatte für Kurrent einen spürbar heimatlichen Klang. Unzählige Architekturmodelle berühmter Bauten standen herum. Später wurde auch noch ein Gläschen Geistiges ausgeschenkt.

Seither sind eineinhalb Dutzend Publikationen mit Friedrich Kurrent entstanden – ein beachtliches Vermächtnis! Große, aufwändig gestaltete Mappenwerke in deutscher und englischer Sprache, etliche Bände seiner ebenso kenntnisreichen wie eingängigen kulturgeschichtlichen Schriften (wie Kurrent kann die letzten 100 Jahre kein anderer erzählen!), manches über das Sommereiner Museum – diesen magischen Ort, an dem sich die Zeit zu dehnen scheint – und über seine Frau und Künstlerin Maria Biljan-Bilger. Kurzum: Friedrich Kurrent ist unser längst gedienter und auch einer der allerproduktivsten Autoren.

Für die Abfolge dieser langen Reihe an Publikationen hatte er einen genauen Plan. Geburtstage und Gedenktage spielten dabei eine große Rolle. So gab es kaum eine Zeit, in der kein Buch in Arbeit oder zumindest am Horizont sichtbar war. Jede einzelne Buchwerdung nahm viel Zeit in Anspruch, begannen wir doch bis zuletzt mit der Transkription der handschriftlichen Texte. Zum Glück hatte er eine ebenso unverwechselbare wie schöne Handschrift, der ich das seit Kindertagen exzessive Zeichnen anzusehen meinte.

Im Lauf der Zeit habe ich viele Kurrent-Freunde und -Freundinnen kennengelernt. Schnell ist von ihm die Rede, auch wenn er nicht dabei ist. Er ist sozusagen der gemeinsame Nenner. Stets sprudeln die Erinnerungen über mit ihm Erlebtes. Und weil er ein starker Charakter war, sind es meist starke und immer wieder auch sehr witzige Geschichten.

Jenseits des Anekdotischen möchte ich mich in dieser Trauerstunde auf zwei Aspekte beschränken, die ich letztlich als die zwei Seiten einer Medaille sehe.

Friedrich Kurrent war – wir wissen es – konfliktfähig. Er hat den Konflikt nicht gesucht, ist ihm aber auch nicht ausgewichen. Er hat seine Stimme erhoben, oft mit einem Schuss Humor, hat falsche Entwicklungen benannt und angeprangert, immer wieder. Es war

leider immer wieder nötig. Otto Kapfinger hat ihn treffend einen „Störer der Unordnung“ genannt. („Ich habe viel für Wien getan, aber wenig für Wien tun können“, war schließlich seine Conclusio). Konfliktfähigkeit ist eine nicht gerade weit verbreitete Tugend. Wieviel öfter wird man Zeuge von Feigheit und Verdrängung, auch bei sich selbst, von fassadenhafter Harmonie, hinter der die ungelösten Konflikte meist bestehen bleiben.

Friedrich Kurrent hat sich nie in dieser Weise verborgen. Er hat aber das Kunststück vollbracht, nicht nur Kritiker, sondern auch Verbinder zu sein. Er hat Zugehörigkeit gestiftet. Er hatte Gravitas, man hat sich gern zu ihm hingeneigt, sich um ihn gesammelt.

Und auch das war er: ein Meister des Feste-Feierns. Wenn er einlud, kamen stets Hundertschaften. Kein Wunder: Mit ihm war man Teil von etwas Größerem, nicht so sehr Teil einer Gesellschaft, als Teil einer Gemeinschaft.

Und weil alle, die ihn besser kannten, voll von Geschichten über ihn sind, wird auch die mündliche Tradition lange, lange von ihm wissen.

Mona Müry

Verlegerin, Müry Salzmann Verlag
In dankbarer Erinnerung an den Lehrer, Mentor und Freund – seine Schülerinnen und ehemaligen wissenschaftlichen Mitarbeiter am Lehrstuhl für Entwerfen, Raumgestaltung und Sakralbau an der Technischen Universität München

Peter Weise (†), Rüdiger Möller, Michael Gaenssler, Franz Putschögl, Boris Podrecca, Klaus-Michael Wabnitz, Walter Voss (†), Horst Hambrusch, Nikolaus Schuster (†), Sepp Horn, Franz Peter, Andreas Kampik, Johannes Zeininger, Reinhard Engelbrecht, Martin Jobst, Manfred Felix, Ulrich Jonas, Franz Wimmer, Volker Heid, Scarlet Munding, Winfried Glasmann

RANDBEMERKT

AUSSTELLUNGEN

MÜNCHEN

Neue Nachbar*innen. Einblicke ins Archiv Architekturmuseum der TUM in der Pinakothek der Moderne
10. März – 5. Juni 2022

Für 2022 plant das Architekturmuseum der TUM die Ausstellung „Neue Nachbar*innen. Einblicke ins Archiv“, in der bedeutende Neuzugänge der letzten Jahre präsentiert werden. Um die über 150 Jahre gewachsene Sammlung auch zukünftig als Quelle von Forschung und Ausstellungen produktiv zu halten, ist es eines der zentralen Ziele des Architekturmuseums der TUM, die Sammlung und ihr Profil dyna-

misch auszubauen. Dazu gehört die Einwerbung von Schenkungen und Nachlässen herausragender Architekt*innen und Landschaftsarchitekt*innen der Gegenwart. In der geplanten Ausstellung werden wichtige Beispiele in einer thematischen Auswahl vorgestellt.

www.architekturmuseum.de/ausstellungen/neue-nachbarinnen/

Zwanzig, und Jetzt?
Die Pinakothek der Moderne vom Wettbewerb bis heute
Pinakothek der Moderne
2. Februar – 24. April 2022

2022 feiert die Pinakothek der Moderne ihr zwanzigjähriges Bestehen. Das Jubiläum bietet den Anlass, die bauliche Entstehungsgeschichte des Museums aus aktueller Perspektive zu betrachten. Die vier Sammlungen kommentieren in dieser Präsentation ihr gemeinsames Haus in Hinblick auf seine räumliche Gestalt und seine Bespielung. Dabei wird sowohl an die anfängliche Vision und alternative Entwürfe des Realisierungswettbewerbs 1992 erinnert als auch an den Bauprozess bis zur Eröffnung 2002 sowie die Nutzung der letzten 20 Jahre. Der Rückblick bietet aber über die bewegte Geschichte hinaus auch die Chance nach den Potentialen für die Zukunft zu fragen. Welche musealen Konzepte wurden in der Pinakothek der Moderne verwirklicht und welche aktuellen Ideen finden darin Platz? Welche Architektur wurde gewählt, um den Rahmen für die ursprüngliche Vision zu formen und wie kann der nur fragmentarisch ausgeführte Bau weitergedacht werden? Wie kann das gesellschaftliche Engagement, das in den frühen Jahren essenzieller Teil der Gründungsgeschichte war, neuer Antrieb für die Zukunft sein? Wie kann die Pinakothek der Moderne mit der sich stark wandelnden Gesellschaft wachsen und ihre Rolle im 21. Jahrhundert nachhaltig formulieren?

Die Ausstellung ist ein Aufruf zum Mitdenken, Mitreden und Mitfeiern. Denn nach zwanzig Jahren gilt es, die Potentiale des Hauses gemeinsam nochmals neu zu diskutieren.

www.architekturmuseum.de/ausstellungen/zwanzig-und-jetzt/

50 Jahre Olympische Sommerspiele
München 1972

2022 steht ganz im Zeichen des 50-jährigen Jubiläums der Olympischen Spiele in München 1972. Das gesamte Programm findet sich unter: www.muenchen1972-2022.de

TEGERNSEE

Ernst Hürlimann: Ja, so san's.
Zum 100. Geburtstag 1921–2001
Olaf Gulbransson Museum Tegernsee
5. Februar – 19. Juni 1922

Ernst Hürlimann zeichnete in seinen Karikaturen ein humorvolles wie auch schonungsloses Bild des Münchners mit all seinen Eigenarten

und Gepflogenheiten. Dabei nahm er den meinungsstarken Kleinbürger, die geltungssüchtige Schickimicki-Szene oder die wirklich Großkopferten gleichermaßen ins Visier. Sein Werk spiegelt die gesellschaftlichen Zwänge und Freuden einer Zeit wider, als München sich zur Weltstadt mit Herz entwickelte. Durch mannigfaltige Veröffentlichungen in Tageszeitungen (Süddeutsche Zeitung), im Fernsehen (BR) oder als Teil des öffentlichen Raums (MVV), hielt Ernst Hürlimanns Schaffen Einzug in das kollektive Gedächtnis des Millionendorfs München – und hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt!

www.olaf-gulbransson-museum.de/vorschau

SALZBURG

True Pictures?
Zeitgenössische Fotografie aus Kanada und den USA.
Museum der Moderne auf dem Mönchsberg, Salzburg
12. März – 26. Juni 2022

Ähnlich wie die nordamerikanische bildende Kunst der 1950er- und 1960er-Jahre galt auch die nordamerikanische Fotografie dieser Zeit lange Jahre als vorbildhaft. Als aber die künstlerische Fotografie in Europa ab den 1980er-Jahren eigenständige Wege einschlug, schien die Orientierung an der amerikanischen Fotografie für viele jüngere Künstler*innen nicht mehr verbindlich. Die groß angelegte Ausstellung True Pictures? reagiert auf diesen Umstand, indem sie mit einem offeneren Blick die nordamerikanische Fotografie der Gegenwart vorstellt. Analog zur künstlerischen Emanzipation der Fotografie in Europa identifiziert die Ausstellung die ausgehenden 1970er-Jahre als Ausgangspunkt eines grundlegenden Wandels im Verständnis der Fotografie in Nordamerika. Zu dieser Zeit kam es zur „Erfindung“ des großformatigen Tableaus als Bildform, das Jeff Wall mit seinen Leuchtkästen erstmals einsetzte. Die Ausstellung konzentriert sich auf das Werk von Künstler*innen der Jahrgänge 1946 bis 1989 und auf die ebenso verschiedenartigen wie weitreichenden Folgen eines neuen Verständnisses von Fotografie in Nordamerika.

www.museumdermoderne.at/de/ausstellungen-veranstaltungen/detail/true-pictures-zeitgenoessische-fotografie-aus-kanada-und-den-usa/

VORSCHAU

aicher100.tv
Pavillon 333, Türkenstraße 15, 80333 München
13. Mai – 28. Mai 2022

2022 jährt sich die Olympiade ’72 zum fünfzigsten Mal – ein Fest, das in München groß gefeiert wird. Eng verbunden mit diesem Datum ist der Name Otl Aicher (1922-1991) „Schwabe aus Ulm, Philosoph aus Neigung, Optimist aus Veranlagung und international erfolgreicher Fachmann auf dem Gebiet moderner visueller Gestaltung.“ – und als solcher verantwortlich für das bahnbrechende visuelle Erscheinungsbild der Spiele.

www.muenchen1972-2022.de/veranstaltung/aicher100-tv/

Die Olympiastadt München
Architekturmuseum der TUM in der
Pinakothek der Moderne
7. Juli – 3. Oktober 2022

Seit Anfang der 1960er-Jahre befand sich München in einem rapiden Stadtumbau. Die Vergabe der olympischen Spiele an München löste einen weiteren Schub aus. In Abgrenzung zur Olympiade in Berlin 1936 und dem Missbrauch der Spiele für propagandistische Zwecke des NS-Regimes sollte München ’72 als die „heiteren Spiele“ in die Geschichte eingehen. Mit dem Olympiapark entstand eine weltweit einmalige Anlage, bei der Sportstätten und Landschaft eine harmonische Symbiose eingehen.

Die Ausstellung des Architekturmuseums der TUM spannt mit zahlreichen Dokumenten und Modellen einen thematischen Bogen vom Umbau der Stadt über die „Olympiade im Grünen“ mit dem weltberühmten Zeltdach und einem neuen visuellen Erscheinungsbild bis zum olympischen Erbe. Fragen nach Selbstdarstellung, Nachhaltigkeit und Demokratieverständnis stehen im Fokus der Präsentation.

www.architekturmuseum.de/ausstellungen/die-olympiastadt-muenchen/

ARCHITEKTUR IM FERNSEHEN

Architektur in der BR und in der ARD Mediathek

In der BR und in der ARD Mediathek betrachten zahlreiche Videos die spannende Entwicklung menschlicher Wohnstätten. Porträts großer Architekten, kritische Dokumentationen zu Stadt- und Landentwicklung, Lehrvideos zu Baustilen und Epochen und den schönsten sakralen Bauten weltweit.

www.br.de/mediathek/rubriken/themenseite-architektur-100

www.ardmediathek.de/sammlung/architektur-und-design/5Ucxgl9gByyBZmpaXI2KTN/

Anmerkungen Der Architekt und das liebe Vieh oder alter Zweckbau ohne neuen Bauzweck: Gut Lichtenberg von Franz Kießling, Florian Dreher

(1) Vgl. Christoph Baumann, Idyllische Ländlichkeit – Eine Kulturgeographie der Landlust, transcript: Bielefeld 2018.

(2) Siehe Interview Konrad Knoll mit Benedikt Crone: Je teurer der Stall, desto mehr Milch muss die Kuh geben, In: Bauwelt 24.2018, S. 20.

(3) Vgl. die gleichnamige Publikation Architektur der Wunderkinder: Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960, herausgegeben von Winfried Nerdinger und Inez Florschütz, Anton Pustet Verlag: Salzburg 2005. Der Buchtitel spielt auf die deutsche Filmsatire „Wir Wunderkinder“ von 1958 an.

(4) Die Ursprünge der Anlage reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Die abgegangene Burg ist zum Lustschloss des Kurfürsten Maximilian II. Emanuel von Bayern umgebaut worden und wich in den 1920er-Jahren einer Villa. Vom Lustgarten erinnern nur noch die Konturen der heutigen Koppel.

(5) Gut Lichtenberg hat damals einen überdurchschnittlichen Tierbestand vorgewiesen; der Durschnitt lag bei 20 Kühen. Es waren zehn Angestellte auf dem Hof beschäftigt. 1986 ist der Hof an den Sohn, Christian Thyssen, übergeben worden und wird als Familienbetrieb mit einem Angestellten geführt.

(6) Im Familienarchiv Thyssen befindet sich ein Film, welcher den Abriss des alten Stalls mit Satteldach dokumentiert.

(7) Siehe Bauen + Wohnen, Brutalismus in der Architektur, Heft 11, November 1964, S. 453–460.

(8) Als Herausgeber der Schriftenreihe dokumente der modernen architektur, veröffentlicht er 1966 eine englische sowie deutsche Ausgabe von Reyner Banham, The New Brutalism: Ethic or Aesthetic?, im Karl Krämer Verlag Stuttgart.

(9) Siehe Reyner Banham, The New Brutalism, in: Architectural Review, 1955, p. 354–361.

(10) Die Smithson erwähnen 1953 erstmals den Begriff im Zusammenhang mit ihrem nicht realisierten Backsteinhaus (Soho House). Zu ihrer Kritik an Banhams Definition siehe Alison and Peter Smithson, Banham's Bumper Book on Brutalism, in: The Architect's Journal, 28 (December) 1960, p. 1590–1591; vgl. auch die Dissertation von Dirk van den Heuvel, Alison and Peter Smithson a Brutalist Story, TU Delft 2013.

(11) Für Joedicke ist die Le Corbusier-Rezeption der Jaoul Häuser (1954-56) am Beispiel der Wohnanlage Ham Common (1958) von Stirling & Gowan ein Hinweis für den „internationalen" Brutalismus. Siehe Jürgen Joedicke, Architektur im Umbruch, Karl Krämer Verlag: Stuttgart 1980, S. 87f.

(12) Jürgen Joedicke, New Brutalism – Brutalismus in der Architektur, in: Bauen + Wohnen, Heft 11, 1964, S. 422.

(13) Vgl. auch die Datenbank www.sosbrutalism.org mit Betonbauten. Es wird nicht differenziert, ob der Architekt sich mit der damaligen Strömung identifizierte oder ob das Gebäude tatsächlich einer brutalistischen Baupraxis folgte.

(14) Die Assoziation von Brutalismus gleich Beton-Brutalismus erklärt Ungers als Fehlinterpretation des Begriffs. Siehe Heinrich Klotz, Architektur in der Bundesrepublik, Ullstein: Frankfurt/Berlin/Wien 1977, S. 298f.

(15) Bauen + Wohnen, Stufen und Grenzen einer lebendigen Architektur, Heft 9, 1960; siehe auch Florian Dreher, Brutalismus in Karlsruhe oder das Manifest von Oswald Mathias Ungers und Reinhard Gieselmann als Wendepunkt der Nachkriegsmoderne, in: asf journal, 2018, S. 28–31.

(16) Sigfried Giedion, Einleitung, Architektur um 1960: Hoffnungen und Gefahren, in: ders.: Raum, Zeit, Architektur, Artemis: Zürich/München 1976, S. 22.

(17) Nikolaus Pevsner, Was geht in der Baukunst vor?, BBC German Service, 9. Februar 1961, wiederabgedruckt in: Stephen Games (ed.), Pevsner: The Complete Broadgast Talks, Architecture and Art on Radio and Television, 1945–1977, Ashgate: London 2014, p. 406–409. Pevsner war Anhänger der Townscape-Bewegung und galt als Kritiker des New Brutalism.

(18) Siehe das gleichnamige Buch von Nikolaus Pevsner, Wegbereiter moderner Formgeber – Von Morris bis Gropius, Rowohlt: Hamburg 1957 (dt. Erstausgabe, engl. Ausgabe von 1949).

(19) Gut Lichtenberg wird in der gleichnamigen Publikation als zeitgemäßes Betonbauwerk aufgeführt, ohne eine Zuordnung zum Brutalismus. Siehe Max Bächer/Erwin Heinle, Bauen in Sichtbeton, Julius Hoffmann Verlag: Stuttgart 1966.

(20) Vgl. Joan Ockman, The School of Brutalism: From Great Britain to Boston (and Beyond), in: Mark Pasnik/Chris Grimley/Michael Kubo (ed.), Heroic: Concrete Architecture and the New Boston, Monacelli Press: New York 2015, p. 31.

(21) Vgl. Anett Laue, Das sozialistische Tier, Auswirkungen der SED-Politik auf gesellschaftliche Mensch-Tier-Verhältnisse in der DDR, Böhlau: Köln 2017, S. 173ff.

(22) Vgl. Artikel „Der Stall ist offen", in: Der Spiegel, 5. März 1958, S. 38–39.

(23) Vgl. F.-K. Dewitz, Die Bedeutung des Offenstallbaues für die sozialistische Umgestaltung unserer Landwirtschaft, in: Agrartechnik, Heft 9, 8. Jg., 1958, S. 398.

(24) Vgl. „Lübke-Plan" von 1953.

(25) Einige Bauten von Gut Birkeneck sind abgerissen. Der Bestand wird heute anderweitig genutzt. Joedicke publiziert das Projekt in Bauen + Wohnen, Heft 10, 1961, S. 378–382.

(26) Adolf Behne, Der moderne Zweckbau 1923, Bauwelt Fundamente 10, Ullstein: Frankfurt/Berlin/Wien 1964, S. 50f.

(27) Ulrich Höhns, Der alte Hof der Modernisten, in: Bauwelt, 24, 2018, S. 34–35.

(28) Der Brand von 1990 hat den Abriss des Jungviehstalls und des Heubergeraums erfordert. Beide Gebäude sind nicht wiederaufgerichtet worden.

(29) Der einzige Landwirtschaftsbau im Oeuvre des Barockmeisters wurde 2011 abgerissen.

(30) Vgl. Positionspapier des BDA Nordrhein-Westfalen, Bestand braucht Haltung, 2016.

IMPRESSUM

Herausgeber:
BDA Bund Deutscher Architektinnen und Architekten, Landesverband Bayern e.V.
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.
www.bda-bund.de/bda-informationen

Redaktion:
Ltd. Redakteur dieser Ausgabe:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, München; (V.i.S.d.P);
Dipl.-Ing. Michael Gebhard, München;
Dr.-Ing. Irene Meissner, München;
Dr.-Ing. Cornelius Tafel, München

Autoren:
Markus Clauer, Ludwigshafen, Volker Demuth, Berlin,
Dipl.-Ing. Florian Dreher, Wiesbaden, Prof. Dipl.-Ing. Dietrich Fink, München, Otto Kapfinger, Wien, Mona Müry, Salzburg,
Dipl.-Ing. Eberhard Schunck, München, W.J. Stock, München
und die Mitglieder der Redaktion

Für den Inhalt der Beiträge ist ausschließlich die jeweilige Autorin und der jeweilige Autor verantwortlich.

Layout und Gestaltung:
Sabine Seidl, Pfaffenhofen

Textredaktion:
Christa Weissenfeldt, München

Druck:
Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Umschlag:
170 g/qm Fedrigoni Woodstock Noce FSC

Schrift:
Circular

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTINNEN
UND ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN